
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07438584 4

QPT

Fuh

Sammlung Göschen

Die deutschen Altertümer

von

Dr. Franz Fuhse,
Direktor des städtischen Museums in Braunschweig

Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
1900

1. Man, Prehistoric — Germany
2. Germany — Archaeology

Druck von Carl Rembold & Co. in Heilbronn.

Inhalt.

Litteratur.

Die Geschichtswerke des Cäsar, Vellejus Paterculus, Florus, Sueton, Dio Cassius, Tacitus, Ammianus Marcellinus; Jordanes Gothengeschichte, Prokop's Vandalenkrieg und Gotenkrieg, Agathias' Historien, Gregor von Tours, Fränkische Geschichte, Fredegar, Fortsetzung des Gregor, Paulus Diakonus, Geschichte der Longobarden; die Geographie des Strabon und des Pomponius Mela; die Naturgeschichte des älteren Plinius. (Die genannten Werke sind, soweit sie deutsche Verhältnisse berühren, in guten Uebersetzungen herausgegeben unter dem Titel: „Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit". Leipzig, Franz Duncker.)

Priscus, Fragmente zur Geschichte des oströmischen Reiches. Herausgegeben von Bekker und Niebuhr. 1829.

Sidonius Apollinaris, Briefe und Lobreden (Monumenta Germaniae historica; auctores antiquissimi, Bd. 8).

Venantius Fortunatus, Opera poetica und opera pedestria (Monum. Germ. hist.; auct. antiquissimi (1881 und 1885.)

Beowulf, herausgegeben von M. Heyne. Paderborn, 1889. Uebersetzt von demselben. Ebd.

(Für die vorgeschichtliche Zeit siehe auch das Litteratur-Verzeichnis bei M. Hörnes, Urgeschichte der Menschheit, No. 42 der Sammlung Göschen.)

Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Herausgegeben von L. Lindenschmit. Mainz, 1858 ff.

Arnold, Deutsche Urzeit. Gotha, 1879.

Dahn, F., Geschichte der deutschen Urzeit. Gotha, 1888.

Gasner, E., Zum deutschen Straßenwesen. Leipzig, 1889.

Grempler, Der Fund von Sackrau. Leipzig, 1887 und 1888.

Grimm, J., Deutsche Rechtsaltertümer. Göttingen, 1828.

Grupp, G., Kulturgeschichte des Mittelalters. Stuttgart, 1894.

Henning, R., Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. Straßburg, 1882 (Bd. XLVII der „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germ. Völker". Nachtrag dazu Bd. LV, 2.)

Heyne, M., Das deutsche Wohnungswesen. Leipzig, 1899.

Hörnes, M., Urgeschichte des Menschen. Wien, 1891.

— — Urgeschichte der bildenden Kunst. Wien, 1898.

Hostmann, Chr., Der Urnenfriedhof bei Darzau in der Provinz Hannover. Braunschweig, 1874.
Jähns, M., Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens. Leipzig, 1880.
— — Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen. Berlin, 1879.
Kauffmann, F., Deutsche Mythologie. Leipzig, 1898. (Sammlung Göschen No. 15.)
Klemm, G., Handbuch der germ. Altertumskunde. Dresden, 1836.
Könen, K., Gefäßkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden. Bonn, 1895.
Lindenschmit, L., Handbuch der deutschen Altertumskunde. I. Teil: Die Altertümer der merovingischen Zeit. Braunschweig, 1880—1889. (Nicht mehr erschienen.)
— — Die vaterländischen Altertümer der fürstlichen Sammlung auf Schloß Sigmaringen. Mainz, 1860.
v. Löher, F., Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. München, 1891.
Meitzen, A., Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Berlin, 1882.
— — Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. Berlin, 1895.
Mestorf, J., Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein. Hamburg, 1885.
Much, M., Ueber den Ackerbau der Germanen. Wien, 1878.
Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. Berlin, 1883—1892. (Noch nicht vollständig.)
Müller, S., Nordische Altertumskunde. Straßburg, 1898.
Schröder, R., Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. Leipzig, 1898.
Voß und Stimming, Vorgeschichtliche Altertümer aus der Mark Brandenburg. Berlin, 1890.

Von Zeitschriften sind außer zahlreichen Publikationen in den Organen der einzelnen Geschichtsvereine hervorzuheben:

„Aarböger for nordisk Oldkyndighed“
„Archiv für Anthropologie.“
„Zeitschrift für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte.“
„Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien.“

I. Die vorgeschichtliche Zeit.[1]

1. Die Steinzeit.

Mit dem Namen Steinzeit belegen wir den Abschnitt in der Frühzeit der Entwickelung des Menschengeschlechts, in dem der Mensch den Gebrauch und die Bearbeitung der Metalle noch nicht kannte, in dem er einen großen Teil seiner Waffen und Werkzeuge aus Stein herstellte. Es erstreckt sich dieser Abschnitt über Jahrhunderte, ja Jahrtausende, in denen naturgemäß die menschliche Kultur allmählich fortschritt, ohne daß wir im stande wären, die einzelnen Stufen der Entwickelung genauer zu verfolgen. Wohl aber macht sich, für uns noch deutlich erkennbar, ein wesentlicher Unterschied in Lebensart und Fertigkeit zwischen den Menschen einer früheren und späteren Epoche der Steinzeit bemerklich, der uns bestimmt, von einer *älteren* und einer *jüngeren Steinzeit* zu reden.

Wann die ersten Menschen in das Gebiet des heutigen Deutschlands einzogen, entzieht sich unserer genauen Kenntnis. Wir wissen bestimmt nur, daß in der, der gegenwärtigen Erdperiode voraufgehenden Zeit, dem sogenannten Diluvium, bereits Menschen im südlichen und mittleren Deutschland lebten, daß sie aber in die nördlichen Gegenden, die noch eine Gletscherschicht bedeckte, nicht vorgedrungen waren. Menschliche Ansiedelungen aus

1) Für diesen Abschnitt ist das Werk von Dr. M. Hoernes, Urgeschichte dir Menschheit (Nr. 42 der Sammlung Göschen) mit heranzuziehen, auf das em Folgenden wiederholt hingewiesen werden wird.

dieser Zeit, der älteren oder diluvialen Steinzeit (paläolithische Zeit) sind in Deutschland nachgewiesen z. B. bei Taubach (Jena), im Hohlefels im Achthal, bei Schussenried (Württemberg), Saalfeld, Gera, Thiede (Braunschweig) und den Rübeländer Höhlen im Harz, die mehr als 3000 Jahre v. Chr. zurückreichen.

Der Mensch der älteren Steinzeit steht noch auf niedriger Kulturstufe. Fremd ist ihm die Kunst, Hütte oder Haus zu errichten, unstät zieht er von Gegend zu Gegend, Unterschlupf suchend, wo die Natur ihm Schutz gegen Kälte, Sturm und Niederschläge bot, in Höhlen oder Mulden, unter überhängenden Felsen oder dem dichten Geäst der Bäume. Kein Haustier begleitet ihn, das Feld zu bebauen versteht er nicht. Er nährte sich von wildwachsenden Früchten und von den Erträgnissen der Jagd und des Fischfangs. Mammut und Höhlenbär, Urochse und Wisent und vornehmlich das Renntier waren seine vorzüglichste Jagdbeute, deren Erlegung zum Teil große Gewandtheit und Verschlagenheit voraussetzte und mit großen Gefahren verbunden war. Die Felle fanden als Kleidung Verwendung, die Markknochen wurden aufgeschlagen und der Inhalt verzehrt, das Fleisch am Holzspieß gebraten. Gefäße zum Kochen scheint man nicht besessen zu haben, jedenfalls mangelte noch die Kenntnis, aus Thon Geschirr herzustellen.

Vieles von dem, was der diluviale Mensch an Werkzeug und Waffen besaß und benutzte, ist sicherlich im Laufe der Jahrtausende vermodert, zerfallen, zerstört. Holzspeer, Keule, Schleuder und Bogen, diese primitivsten Waffen, die fast jedes Naturvolk kennt, konnten sich infolge des leichtvergänglichen Materials nicht erhalten, ebenso Gefäße und Geräte aus Holz. Was uns die Bodenfunde liefern, sind

Gegenstände aus **Stein** und **Bein**. Alle härteren Gesteinarten dienten zur Verarbeitung von Waffen und Werkzeugen, vorzüglich aber der Feuerstein (Flintstein), der wegen seiner Härte und verhältnismäßig leichten Behandlung sehr geschätzt und verbreitet war. Er fehlt selbst in Funden solcher Gegenden nicht, deren Boden den Feuerstein nicht barg, in die er also nur auf dem Tauschwege gekommen, oder von dem wandernden Stamme mitgebracht sein kann.

Die Verarbeitung des Steines ist eine sehr einfache. Das abgeschlagene Stück wird in roher Weise behauen, bis es ungefähr die Form des gewünschten Werkzeuges annimmt, zu schleifen und zu polieren verstand man den Stein noch nicht. Als Handhabe dient ein Knochen, eine Geweihstange oder ein Holzstiel, den man zuweilen an einem Ende spaltet, um in den Spalt den Stein einzuklemmen, dem man durch Umwickelung mit Bast oder Sehne und durch Verkittung mit Harz größeren Halt verleiht.

Unter den mannigfachen Formen der Steingeräte sind besonders die messerartigen Gebilde, Pfeil- und Speerspitzen und die Schaber häufig (s. Hoernes, Fig. 10 bis 12). — Tierknochen und Geweihstangen dienen zur Anfertigung von Pfriemen (s. Hoernes, Fig. 14), Nadeln, Pfeilspitzen, Angelhaken; Geweihstangen durchlocht man auch und bildet aus ihnen ein hammerförmiges Gerät. Irgendwelche nennenswerte Verzierungen fanden sich an den deutschen Funden bisher nicht, wohl aber besitzen wir aus dem „Keßlerloch" bei Thäingen in der Nähe von Schaffhausen, aus französischen Höhlenfunden 2c. Gegenstände mit figürlichen, vornehmlich tierischen Darstellungen, die großes zeichnerisches Geschick verraten (s. Hoernes, Fig. 15). Es gehören diese Funde der jüngsten Epoche der älteren Steinzeit an, und es muß den Resultaten weiterer Aus-

grabungen überlassen bleiben, ob jene frühen künstlerischen Bethätigungen auf jene Gegenden sich beschränken oder auch den diluvialen Menschen in Deutschland ergriffen haben. Daß dieser für Schmuck und Zierat nicht unempfindlich war, zeigen die durchbohrten Tierzähne und kleinen Muscheln, die häufig sich finden und zur Herstellung von Ketten, mit denen man den Körper schmückte, dienten. Weitgehende Fürsorge für die Verstorbenen, Anlage von monumentalen Gräbern vermissen wir bei den Menschen dieser Zeit. Es ist bisher nicht gelungen, auch nur eine Grabanlage mit Bestimmtheit nachzuweisen.

Ein ganz anderes Geschlecht, Menschen von größerer Befähigung und höherer Kulturstufe zeigt uns die Epoche der jüngeren Steinzeit (neolithische Zeit). Auch die nördlichen Gegenden Europas, Dänemark und Skandinavien, sind jetzt eisfrei. Dem kalten, trockenen Klima des Diluviums ist ein gemäßigtes gefolgt, wir befinden uns im Alluvium, der jetzigen Erdperiode. Flora und Fauna sind im wesentlichen dieselben, wie heute. Der diluviale Mensch ist dem Renntier nach Norden gefolgt, wir erkennen vielleicht seine Spuren in den sogenannten Kjökkenmöddinger (Küchenabfällen) der dänischen Küsten, zahlreichen und zum Teil umfangreichen Niederlassungen, die sich durch die in großen Massen aufgehäuften Nahrungsabfälle, vorwiegend Seemuschelschalen (Muschelhaufen), verraten und der ältesten Periode der neolithischen Zeit angehören. Aber er ist bereits beeinflußt von dem Menschen der jüngeren Steinzeit, über dessen Herkunft wir nicht unterrichtet sind. Sicher haben wir es mit der Einwanderung fremder Stämme zu thun, die aus ihrer alten Heimat bereits eine höhere Kultur mitbrachten.

Die neuen Eindringlinge sind nicht mehr vorwiegend Nomaden, sondern sie neigen zur Seßhaftigkeit. Sie bauen Hütten aus Reisig, die sie mit Lehm zu bewerfen und zu dichten verstehen. Solche Hütten, meist rund im Grundriß und von bescheidenem Umfange, sind allerdings nur vereinzelt bisher nachzuweisen. Sie erheben sich entweder auf dem flachen Erdboden oder über einer Vertiefung. Hügel, Dünen, besonders solche, die an sumpfiges Gelände grenzen, werden mit Vorliebe zu Ansiedelungen benutzt, die wir heute noch an der großen Zahl von fertigen und halbfertigen Steingeräten, Feuersteinsplittern und Topfscherben, die sie bergen, leicht zu erkennen vermögen. Bisweilen umgiebt ein Erdwall die Dorfanlage.

Eine andere Art der Ansiedelung zeigen uns die Pfahlbauten (s. Hoernes, Fig. 1) in vielen Seen der Schweiz, Oesterreichs, Oberbayerns, vereinzelt in Württemberg und Mecklenburg. Sie gehören zum großen Teil bereits der jüngeren Steinzeit an, sind zahlreich noch in der Bronzezeit und reichen in einzelnen Beispielen bis in die La Tène- und römische Zeit. „Die steinzeitlichen Pfahlbauten waren hart an dem Ufer errichtet, so daß ihre Ueberreste jetzt häufig ganz oder zum Teil auf dem trockenen Lande liegen. Die bronzezeitlichen Stationen lagen weiter draußen in den Seen" (Hoernes).

Wo Höhlen vorhanden waren, benutzte man auch diese noch als Wohnung. So weisen z. B. die Höhlen der fränkischen Schweiz, Westfalens rc. zahlreiche Ueberreste von neusteinzeitlichen Geräten auf.

Wenn auch die Ergebnisse der Jagd und des Fischfanges noch einen Hauptbestandteil des Unterhaltes bildeten, so spielte daneben doch schon der Ackerbau und

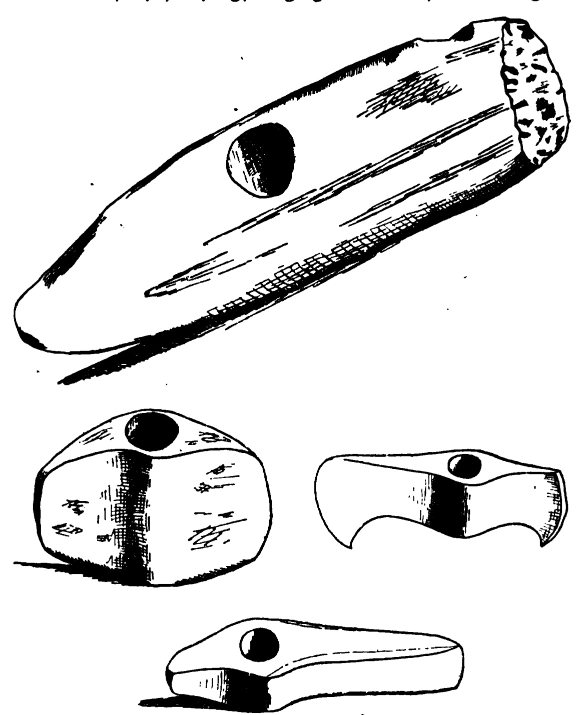
die Zucht von Haustieren eine große Rolle. Von Getreidearten müssen Weizen und Gerste, und zwar verschiedene Sorten, in verhältnismäßig umfangreicher Weise bereits angebaut sein. Daneben wurde, im südlichen Deutschland bestimmt, Flachs gezogen. Ackergerät, das mit Bestimmtheit als solches anzusprechen wäre, hat sich nicht erhalten. Die Getreidekörner wurden auf primitiven Mahlsteinen (s. Hoernes, Fig. 16) zu Mehl verrieben, aus dem man kuchenförmige Brote zu rösten verstand. Den Flachs spann man mittels der Handspindel (s. S. 61). Spinnwirtel (s. S. 62) fanden sich bei allen Pfahlbautenanlagen. Aus dem gesponnenen Flachs fertigte man Seile, Fischernetze u. s. w., oder man verarbeitete die Fäden auf dem stehenden Webstuhle (s. S. 62) zu Geweben. Von Haustieren war bekannt der Hund, dann Rind, Schaf, Ziege, Schwein und Pferd.

Unter den Werkzeugen nehmen die aus Stein gefertigten den ersten Platz ein. Im Gegensatz zu den einfachen Arbeiten der älteren Steinzeit versteht man jetzt aber, den Stein zu schleifen und zu polieren (s. Hoernes, Fig. 18), wie überhaupt die Verfertigungsart kunstvoller, die Mannigfaltigkeit der Formen weit größer wird. Besonders zahlreich sind die Beile und Aexte, die teils als Werkzeuge, teils als Waffen anzusprechen sind, oft wohl auch beiden Zwecken dienen.

Die Beile aus Feuerstein sind nie durchlocht, sondern werden, keilförmig von Gestalt, in einen Holzschaft eingelassen oder an ihm festgebunden (s. S. 9). Dagegen weisen die Beile und Aexte aus anderen Gesteinsarten, aus Grünstein, Sandstein u. s. w., meist ein Schaftloch auf, das den Holzstiel aufnahm (s. Abb. 1—4).

Neben den Beilen finden sich Meißel, Messer, Dolche, Schaber, Speer- und Pfeilspitzen, zumeist aus Feuerstein,

und Steinkugeln, entweder durchlocht oder um die Mitte mit einer Rille versehen, die vielleicht als Keulen gedient haben. Meist sehr sorgfältig gearbeitet sind die Feuer-



Abbildungen 1—4. Steinbeile (1/4)

steinsägen, die sich besonders in Norddeutschland häufig finden. Neuere Versuche haben den Beweis geliefert, daß die alten Feuersteinwerkzeuge sich bei der Arbeit gut bewähren, daß man mit ihnen ohne besondere Schwierigkeit

Bäume fällen, Balken behauen, Sparrenwerk und Thüren herstellen kann.

Gerät aus **Bein** war weit verbreitet, so Pfriemen, Angelhaken, Nadeln, Harpunen und Hämmer, Aexte und Hacken aus Geweihstangen u. s. w. Ebenso häufig im Gebrauch waren Schalen und Schüsseln, Kellen und Löffel aus **Holz**, die häufig in den Pfahlbauten gefunden wurden, während in den nördlichen Gegenden sich nur Spuren von hölzernen Geräten erhalten haben.

Thongefäße, welche die ältere Steinzeit nicht kannte, finden sich jetzt zahlreich. Die Gefäße sind meist dickwandig und schlecht gebrannt, der Thon schlecht geschlemmt und reichlich mit Steinstückchen (um ihnen größere Festigkeit zu geben) durchsetzt. In den letzten Epochen der Steinzeit bessern sich diese Verhältnisse. Die Anwendung der Töpferscheibe ist erst in römischer Zeit ganz vereinzelt nachzuweisen, trotzdem aber zeigen die Thonwaren überwiegend gute und gleichmäßige Bildung. Aus dem Wiederkehren bestimmter, für die jüngere Steinzeit charakteristischer Formen (so der des geschweiften Bechers [s. Abb. 5 a], die über einen großen Teil Europas verbreitet ist) glaubt man eine Beeinflussung von Stamm zu Stamm, sei es durch Tausch oder Wanderung, schließen zu dürfen. Wichtigere Aufschlüsse noch, als die Form, dürften uns vielleicht die Verzierungsweisen für die Stammeskunde geben.

Es sind das besonders die „eingestochenen" (s. Abb. 5a) und die „Schnur-Ornamente" (s. Abb. 5 c). Jene wurden hergestellt durch kleine Holz- oder Knochenstäbchen, mit denen man die Muster in den weichen Thon scharf einstach, diese entstanden, indem man eine Pferdehaarschnur um das Gefäß fest umlegte, sodaß tiefe Eindrücke zurückblieben. Bei beiden Arten wurden die stark vertieften Ornamente häufig mit weißer Kreidemasse

ausgefüllt. Das eingestochene Ornament findet sich vorwiegend im nordwestlichen und westlichen Deutschland, während das Schnurornament, das sehr oft in Vereinigung mit dem eingestochenen auftritt, eine viel weitere Verbreitung gefunden hat. In Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Oldenburg und Hannover kommt es fast gar nicht vor, am Mittelrhein selten, dagegen überwiegt es in Ostpreußen, Pommern, Sachsen, Thüringen,



a b c d

Abbildung 5. Neolith. Thongefäße (1/6).

Polen, Böhmen, Nord-Ungarn, Schweiz und Baden. — Der letzten Periode der jüngeren Steinzeit gehört das sogenannte „Bandornament“ (s. Abb. 5b) an, das aus paarweise verbundenen eingeritzten Parallellinien, deren Zwischenraum mit Stricheln oder Stichen gefüllt ist, besteht. Oft besteht das Ornament auch nur aus den Füllungen, während die Einfassungslinien fehlen. Es findet sich hauptsächlich fast über das ganze mittel- und süddeutsche Gebiet verbreitet.

Daß bereits in der jüngeren Steinzeit Handelsverbindungen, ausgedehnte Handelswege existiert haben müssen, geht nicht nur aus der Verbreitung bestimmter Formen und Ornamente hervor, sondern viel sicherer noch aus den Funden von Gegenständen an Orten, deren Boden das Material, aus dem sie hergestellt sind, nie aufgewiesen hat. Es sei nur hervorgehoben das, wenn

auch seltene Vorkommen des Bernsteins in den frühesten Schweizer Pfahlbauten und die Verbreitung von geschliffenen Jadeïtbeilen (s. Hoernes, Fig. 19) über ganz Deutschland.

Nephrit und Jadeït, neutrale Kieselsäuresalze, graugrün von Farbe, kommen aber in Deutschland nur sehr selten, nur an wenigen Stellen vor, Beile aus diesen Stoffen können also nur durch Handelsbetrieb ihre weite Verbreitung gefunden haben.

Große Verschiedenheit weisen die Gräber auf. Die Leichen werden überall unverbrannt beigesetzt und zwar wird die hockende Stellung bevorzugt. In ganz Süddeutschland und im Rheinlande ist fast ausschließlich einfache Erdbestattung in Gebrauch. Die Leichen werden mit angezogenen Knieen, sitzend oder auf der Seite liegend, einem schlichten Erdgrabe ohne Sarg, ohne Steineinfassung anvertraut.

Ein solches neolithisches Gräberfeld wurde z. B. am Hinkelstein bei Monsheim im Rheinlande aufgedeckt, das 200 bis 300 zumeist in Reihen geordnete Gräber umfaßte. An Beigaben fanden sich Steingeräte, Getreidereibsteine, Halsketten aus Meermuschelgehäusen und Tierzähnen und Sandsteine mit einer Längsrinne, die wahrscheinlich zum Glätten von Pfeilspitzen dienten.

Wo Höhlen vorkommen, werden diese wohl als Begräbnisstätten benutzt.

So fand man am Fockensteine bei Pottenstein (fränk. Schweiz) in einer Felsnische das Grab eines Mannes mit „einer hörnernen Lanzenspitze und zwei flachen Zierstücken aus Bein, die zum Anhängen durchbohrt und dürftig ornamentiert waren“, als Beigaben.

Ueber Norddeutschland (östlich bis zur Oder), Dänemark und Skandinavien (andererseits über Syrien, Nordafrika, Spanien, Frankreich und Großbritannien) sind die megalithischen Gräber[1] ausgebreitet. Ihre älteste

1) Die südlichsten megal. Grabdenkmäler Deutschlands finden sich auf dem Dachsberge bei Hohen (Prov. Sachsen), bei Bernberg und Latdorff (Anhalt) und bei Helmstedt (sogenannte Lübbensteine, Braunschweig).

Gestalt zeigen die freistehenden kleineren Steingräber (Dolmen).

Wenige hochkant gestellte Steine, die Tragsteine, bilden die Wände des Grabes, auf die sich ein großer Deckstein legt. Da das Grab nie einem Einzelnen diente, sondern wiederholt benutzt wurde, so wählte man den einen der Tragsteine etwas niedriger als die anderen, sodaß zwischen ihm und dem Decksteine eine Oeffnung blieb, welche den Zugang ermöglichte. Ein niedriger Erdwall scheint stets das Grab umgeben zu haben. Zuweilen wird die

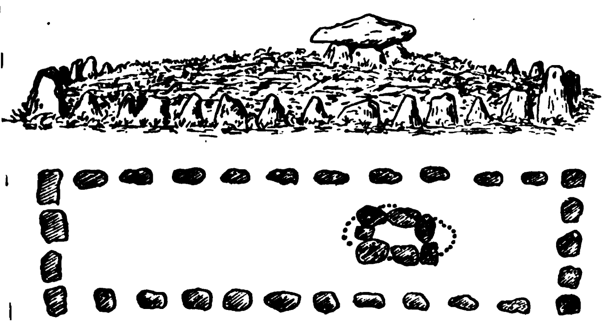


Abbildung 6. Hünenbett.

Steinkammer von einem Kranze hochkant gestellter Steine umgeben (Rundgrab), oder ein oder mehrere Gräber liegen in einem länglichen Erdhügel, der aber nicht über den Deckstein reicht und der ebenfalls in Form eines Rechtecks von Steinen eingefaßt ist (Hünenbetten, Abb. 6).

Eine jüngere Gestaltung der Steingräber sind die Riesenstuben.

Die Zahl der Tragsteine wird eine größere (7 und mehr), wodurch das meist von einem Erdhügel verdeckte Grab eine längliche Gestalt erhält. Ein Deckstein genügt nicht mehr, es kommen deshalb mehrere zur Anwendung, und zu der Grabkammer führt ein aus 2 Reihen von Steinen gebildeter Gang der zum Teil auch von Decksteinen überdeckt ist (Ganggräber, Abb. 7).

Die jüngsten Gräber der Steinzeit sind die Steinkisten.

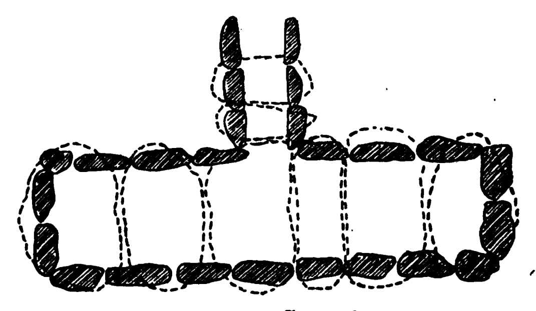


Abbildung 7. Ganggrab.

Während bei den kleineren Steingräbern und Riesenstuben die Tragsteine oft gegen 2 m hoch und gegen 1 m dick und demgemäß auch die Decksteine von gewaltigen Dimensionen sind, ist die Ausdehnung der Steinkiste eine weit bescheidenere. Der rechteckige Grabraum, der von hochkant gestellten Steinplatten, die mit Steinplatten überdeckt sind, gebildet wird, ist gewöhnlich 2½—3 m lang, 60—70 cm breit und ½—1 m tief. Die Leichen werden nicht mehr in hockender, sondern in gestreckter Lage beigesetzt.

Endlich findet sich auch in Norddeutschland, so mehrfach in Schleswig-Holstein, einfache Erdbestattung. — Die Gräber östlich der Oder zeigen eine langgezogene dreieckige Steinsetzung (Trilithen, Kujawische Gräber).

Brandreste auf dem Grunde der Grabkammern weisen darauf hin, daß die Beisetzung der Leiche mit einer feierlichen Opferhandlung verbunden war, daß man vielleicht auch später von Zeit zu Zeit den Toten Opfer darbrachte.

2. Die Bronzezeit.

Der eigentlichen Bronzezeit vorauf geht eine Kupferzeit, die indessen als selbständige Kulturepoche nicht an-

gesprochen werden kann: sie war nur von kurzer Dauer und die aus reinem Kupfer gefertigten Werkzeuge, die zwar über ganz Deutschland verbreitet sich finden, konnten doch nur in einer verhältnismäßig beschränkten Zahl zu Tage gefördert werden. Tiefgehenden Einfluß hat die Einfuhr der geringen Kupfermengen auf die Kultur nicht auszuüben vermocht. Wir können die Kupferzeit als kurze Uebergangsperiode von der Stein- zur Bronzezeit auffassen, oder als eine Begleiterscheinung der letzten Epoche der jüngeren Steinzeit. Die Werkzeuge aus Kupfer bestehen in der Hauptsache aus schlichten Beilen (s. Hoernes, Fig. 3), die den keilförmigen Steinwerkzeugen offenbar nachgearbeitet sind. Eine auffallende Erscheinung sind die in Norddeutschland wiederholt gefundenen Doppeläxte, die ein so kleines Stielloch haben, daß ihre Verwendung als Gerät ausgeschlossen zu sein scheint. Vielleicht stellen sie Votivgaben dar, oder man trug sie (als Amulet?) an einer Schnur.

Die Kenntnis des Metalls kam den mitteleuropäischen Völkern vom Oriente her auf dem Handelswege. Schon gegen Ausgang der jüngeren Steinzeit hat man im Salzburgischen Kupfer gegraben, mit Schmelztiegel und Gußlöffel umzugehen gewußt, ohne daß sich allerdings die Kunde des Bergbaues schon jetzt weiter nach Norden ausgedehnt hätte. Blieb indessen die Einfuhr des ersten Metalles, des reinen Kupfers, nur eine beschränkte, so wurde die Verbreitung der Legierung von Kupfer und Zinn (ca. 90—95 % Kupfer und 10—5 % Zinn), der **Bronze**, eine um so intensivere, so daß wir eine ganze Kulturepoche, die für die einzelnen Gegenden von verschiedener Dauer war, nach ihr „Bronzezeit" nennen.

Bis ins 2. Jahrtausend v. Chr. müssen wir zurückgehen, wenn wir das erste Auftreten der Bronze in Deutschland verfolgen wollen. Bis nach Dänemark und Skandinavien hin gelangte bereits in dieser Frühzeit eine große Anzahl von Bronzegegenständen sowie von rohen Barren, die dort selbständig verarbeitet wurden. Bernstein, und zwar der von der Westküste Jütlands, war es, der südliche Händler und mit ihnen das neue glänzende Metall nach dem Norden führte. (Der preußische Bernstein scheint erst in der römischen Zeit seinen Weg nach dem Süden, zumal nach Rom, gefunden zu haben.) Ueber große Strecken des heutigen Deutschen Reiches verbreitete sich die älteste Bronzekultur in ziemlich ähnlichen Erscheinungen, kam aber nicht überall zu voller Entwickelung. Während Ungarn, die Pfahlbauten der Schweiz, dann im Norden Hannover, Mecklenburg, Holstein nebst Jütland, Fünen, Seeland, Bornholm und dem südlichen Schweden einerseits, andererseits Brandenburg und Pommern eine langdauernde, blühende Bronzezeit zu verzeichnen haben, war die der übrigen Gegenden nur von kürzerer Dauer und geringerer Bedeutung.

In den Gegenden mit längerer Dauer lassen sich eine größere Reihe von Entwicklungsstufen erkennen, besondere heimische Formen bilden sich neben den Importsachen und den Nachahmungen aus. Die nordische Bronzezeit z. B., also die Bronzezeit der sicher damals bereits von germanischen Stämmen bewohnten Gegenden, teilen neuere Forscher ein in eine frühe (1600—1400 v. Chr.), eine ältere (1400—1000 v. Chr.), eine jüngere (1000—600 v. Chr.) und eine jüngste (600—350 v. Chr.) Bronzezeit; in Ungarn und der Schweiz hat sie etwas früher, c. 600 v. Chr., ihr Ende erreicht, während man sie in Gegenden mit kurzer Bronzezeit nur ungefähr bis zum Jahre 1000 rechnen kann. Letzteren Zeitraum bezeichnet man als ältere, die Folgezeit bis zum Schluß des Bronzezeitalters als jüngere Bronze-

zeit, wenn man die gesamte mitteleuropäische Kulturerscheinung ins Auge faßt, was natürlich nicht ausschließt, daß auch die ältere Periode in Ländern von kurzer Bronzezeit wieder in Unterabteilungen zerlegt wird. So teilt Naue die bayerische Bronzezeit, die schon c. 800 v. Chr. abschließt, in eine ältere und jüngere Periode, die er wiederum in je zwei Abschnitte gliedert.

Die Kultur der Bronzezeit knüpft unmittelbar an die der jüngeren Steinzeit an. Wir haben es nicht mit neuen Volksstämmen, Trägern einer anderen Bildung, zu thun, sondern mit den alteingesessenen Völkern, die nur ein von außen hereingetragenes Kulturelement sich zu eigen machen. Es tritt deshalb auch keine plötzliche und wesentliche Aenderung in Lebensart und Brauch ein, sondern es hat eine allmähliche Weiterentwickelung statt, die in vielen Beziehungen beeinflußt und gefördert wird durch die Kenntnis der Bronze und ihrer Bearbeitung. Wir wundern uns daher nicht, daß Wohnung, Ackerbau und Viehzucht zunächst keine sichtbare Vervollkommnung erfahren, sondern uns den gleichen Standpunkt, wie zur jüngeren Steinzeit, vorführen. Auf die Pfahlbauten ist S. 11 bereits hingewiesen. Andere Wohnungsreste der Bronzezeit sind sehr selten, man hat deshalb versucht, zur Rekonstruktion des Hauses eine besondere Urnenart, die in Deutschland besonders häufig in dem dem östlichen Teile des Harzes nördlich vorgelagerten Hügellande, sich findet, die sogenannte Hausurne[1] (s. Abb. 8) heranzuziehen. Doch ist es unmöglich, ein sicheres Bild zu gewinnen, da diese „Nachbildungen des Hauses" doch stets von der Topfform ausgehen und nur Anklänge an die Hausform verraten. Deutlich erkennbar tritt nur ein mit

[1] Die Hausurnen gehören der jüngsten Periode der nordischen Bronzezeit an.

Stroh oder Schilf gedecktes Dach hervor. Da die Pfahlbauten bereits rechteckigen Grundriß und Einteilung in mehrere Räume kennen, dürfen wir wohl annehmen, daß

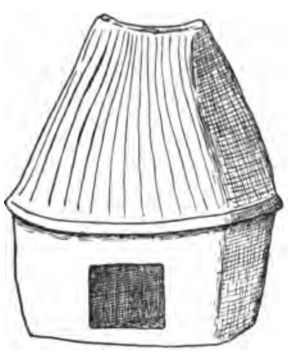


Abbildung 8. Hausurne (ca. 1/[illegible]).

auch das mittel- und norddeutsche Haus im Laufe der Bronzezeit aus der einfachen Rundhütte sich weiter entwickelt hatte. — Die Zahl der Werkzeuge und Waffen ist eine außerordentlich große, die Formen von höchster Mannigfaltigkeit. Wir verweisen hier auf Hoernes Urgeschichte, 9 A und B, wo eine größere Anzahl von Typen aus der älteren und jüngeren Bronzezeit aufgeführt sind, und beschränken uns nur auf einige Formen. Die in Deutschland gefertigten Bronzen sind ausschließlich durch Guß hergestellt. Wo es nötig war, bei Schwertklingen, Beilen 2c., die eine Schneide haben mußten, wurde durch Hämmern nachgeholfen. — Zu den häufigsten Erscheinungen unter den Werkzeugen, die auch als Waffe Verwendung fanden, gehört der sogenannte Celt.

Das Wort entstammt einer zweifelhaften Stelle der Vulgata des hl. Hieronymus (c. 390 n. Chr.), wo es Meißel oder Grabstichel bedeuten soll. Wir verstehen darunter meißelartige Beile, die den Steinbeilen der jüngeren Steinzeit in ihrem Urtypus, dem Flachcelt (s. Abb. 9), nachgebildet sind. Aus diesem Flachcelt, der ältesten Form, entwickelt sich dadurch, daß die Längs-

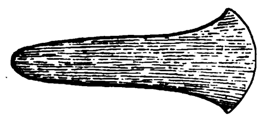


Abbildung 9. Flachcelt.

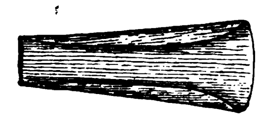


Abbildung 10. Kragencelt.

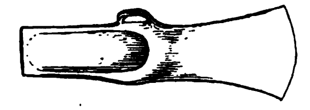


Abbildung 11. Leistencelt.

ränder gehöht werden, um dem Schafte mehr Halt zu geben der Kragencelt (Abb. 10). Eine Abart dieses ist der Leistencelt (Abb. 11), der zwischen Schaftende und Blatt eine Erhöhung, einen Absatz hat, der das Vorrutschen des Schaftes hindert. Werden die Längsränder des Kragencelts höher und nach innen gebogen, so daß sie fast den Schaft umschließen, so entsteht der

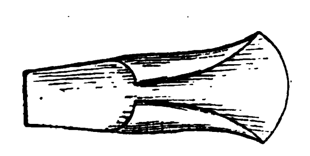


Abbildung 12. Lappencelt.

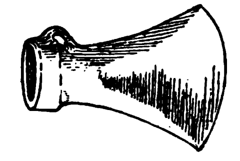


Abbildung 13. Düllencelt.

Lappencelt (Abb. 12), eine südliche Art, die nach dem Norden nur als Importgegenstand kam. Kragen-, Leisten- und Lappencelte werden auch Palstäbe genannt. Der Lappencelt ist die Vorstufe zum Düllencelt (Hohlcelt, Abb. 13), der erst gegen Schluß der älteren Bronzezeit auftritt. Die Befestigung der Celte am Schaft geschieht entsprechend der der Feuersteinbeile (s. S. 9). Oft tragen sie seitwärts ein Oehr, durch das eine Schnur ge-

zogen wird, welche man um den Schaft wickelt und so dem Werkzeug mehr Halt giebt (Abb. 14).

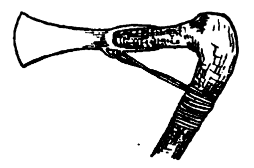


Abbildung 14. Leistencelt am Holzschaft befestigt.

Bronzebeile mit Schaftloch, ähnlich dem Steinbeil (s. Abb. 1—4), sind selten. Auch die zierlicheren Axtformen, meist ornamentiert, kommen nicht oft vor und scheinen alle im Süden ihre Heimat zu haben. An bronzenen Werkzeugen sind endlich noch die Meißel, Sicheln und Messer zu erwähnen. Besonders die jüngere Bronzezeit ist reich an zierlichen Messern mit geschwungener Klinge (s. Abb. 15), die in den Pfahlbauten der Westschweiz sich häufig finden und von dort als Handelsware bis nach Schweden hin gehen. — Neben den bronzenen Werkzeugen blieben natürlich auch die von Stein, Bein und Holz in Gebrauch.

Die älteste der Stoßwaffen aus Bronze scheint der Dolch zu sein. Messer- und dolchartige Gebilde aus Feuerstein weist bereits die jüngere Steinzeit auf, diesen Formen ist wahrscheinlich zunächst der Bronzedolch nachgebildet, aus dem dann durch Verlängerung der Klinge das zweischneidige Bronzeschwert (s. Abb. 16 und 17) hervorging, das, wie jener, als Stoßwaffe diente. Die Klingenform des ältesten Dolches ist die eines gleichschenkligen Dreiecks, oder sie nähert sich der Zungenform. Oft ist die Klinge von bedeutender Breite (trianguläre Dolche), so daß die Klingenbreite am Griffende c. 1/3 der Klingen-

länge entspricht (s. Abb. 18). — Aus der ältesten Dolchform hat sich ein eigenartiges Gebilde entwickelt, das man als

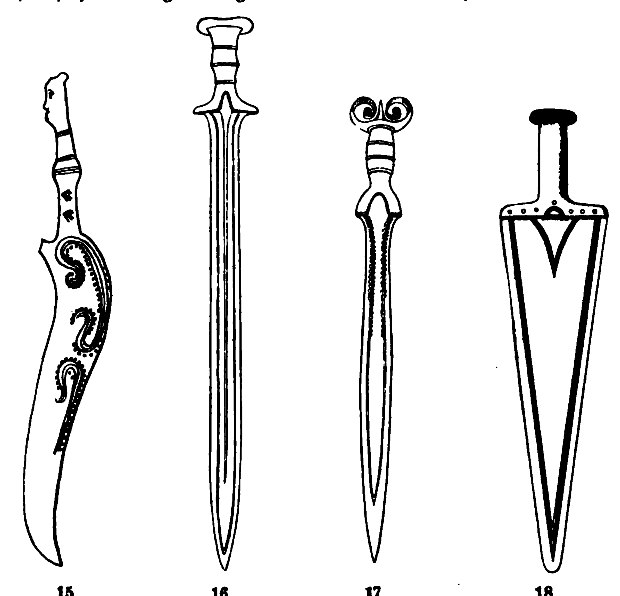


Abbildung 15. Nordisches Messer mit Schiffsornament (1/3). (Nach süddeutscher Form gearbeitet). (Mestorf). — Abbildung 16. Bronzeschwert (1/3). — Abbildung 17. Sogen. Antennenschwert (antenna-Segelstange) (1/3). — Abbildung 18. Bronzedolch (1/3).

„Kommandoaxt" oder „Schwertstab" bezeichnet (s. Abb. 19). Die Schwertstäbe gehören der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland an.

Eine Klinge, die sich von der Dolchklinge nicht unterscheidet, wird rechtwinklig in einem langen Schaft befestigt, der anfangs aus Holz, dann ganz oder zum Teil aus Bronze war. Später versah man die Klinge am Blattende mit einer Schaftdülle, durch die der Stab geschoben wurde.

Für Zeiten der Not versah man erhöhte Punkte im Gelände mit Ringwällen (s. Hoernes, Fig. 20), hinter die



Abbildung 19. Schwertstab (1/10). Abbildung 20. Nordische Männertracht.

man beim Andringen eines übermächtigen Feindes sich zurückzog, um ihn aus der Deckung heraus mit Wurfaxt, Speer und Pfeil zu begrüßen.

Die bronzenen Speerspitzen sind blattförmig, haben in der älteren Zeit, besonders westlich der Elbe, eine kurze Schaftdülle mit Nietlöchern, während die jüngere, vorwiegend östliche Form eine lange Dülle hat.

Aus Grabhügeln der älteren Bronzezeit in Jütland und Schleswig sind, verschlossen in Eichensärgen, Skelette mit Kleidungsresten uns erhalten, die uns eine fast vollständige Rekonstruktion der Männer- und Frauentracht

jener Fernzeit gestatten. Die Männer trugen ein viereckiges Stück Zeug, das unter den Armen über der Brust zusammengeschlagen wurde und ungefähr bis zu den Knieen herabreichte (s. Abb. 20). An den oberen Zipfeln waren Bänder befestigt, die, über die Schultern gebunden, das Kleidungsstück oben festhielten, während es um die Hüften durch einen Ledergürtel oder ein gewebtes Band zusammengehalten wurde. Es war also ein kittelartiges Gewand ohne Aermel und Halsschluß.

Ein ärmelloser Mantel von ovaler Form, unter dem Kinn durch eine Bügelnadel (s. u.) zusammengehalten,

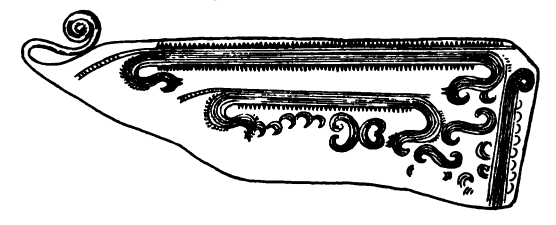
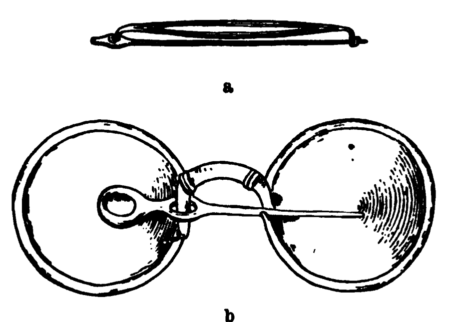


Abbildung 21. Rasiermesser. Nordische Arbeit mit Schiffsornament ($^1/_1$). (Mestorf.)

hing ungefähr bis zu den Kniekehlen herab. Das Haupt bedeckte eine dicke runde Mütze aus Wollstoff, der auf der Außenseite plüschartig gerauht ist. Schuhe haben sich nicht erhalten, wurden aber, wie unbedeutende Lederreste in den Gräbern andeuten, getragen. Vom Fuß bis zur Wade war das Bein mit Binden umwickelt.

Die Frauen trugen eine kurze Jacke mit halblangen Aermeln und einen Rock, der in der Hüfte durch eine Schnur oder einen Gürtel festgehalten wurde. Das Haar wurde in einem eigenartig geflochtenen kleinen Netze getragen. — Der Körperpflege dienten Pinzetten

(s. Abb. 45), Ohrlöffel, Rasiermesser (s. Abb. 21). — Der Schmuck erhielt durch das Auftreten der Bronze naturgemäß eine außerordentliche Entwickelung. Neue Gegenstände und neue Formen dringen vom Süden her in Deutschland ein, werden begierig angenommen und sehr bald selbständig bearbeitet. Zum Zusammenhalten der Kleider benutzen Männer wie Frauen bronzene Bügelnadeln (Fibeln, s. Abb. 22), die in der „nordischen" Form durch ganz Deutschland verbreitet sind, während die „griechisch-italische" Fibel, ungefähr unserer modernen Sicherheitsnadel entsprechend, in Mitteleuropa



Abbildungen 22. Nordische Fibeln (1/2). a) ältere Form, b) jüngere Form.

während der älteren Bronzezeit nur ungefähr bis zur Donau vorkommt. Die nordische Bügelnadel unterscheidet sich von der griechisch-italischen wesentlich dadurch, daß sie aus zwei Teilen besteht: der Nadel und dem Bügel, die in einfacher Weise miteinander verbunden sind.

Während die ältere Form einen schlanken, wenig gebogenen Bügel hat, zeigen die jüngeren Typen meist einen kurzen, halbkreisförmigen Bügel, der an beiden Seiten in runde Platten, Spiralen oder dergleichen ausläuft.

Wahrscheinlich demselben Zwecke, wie die Fibeln, dienten **Bronzenadeln**, die in den verschiedensten Größen (von 10—60 cm) und mit mannigfachster Kopfverzierung sehr häufig gefunden wurden. Es ist möglich, daß die kleineren Exemplare auch als Haarnadeln dienten.

Zahlreich über ganz Deutschland verbreitet sind Nadeln, die mit einfacher Platte, mit einem Knopf oder vasenförmig abschließen. Den südlichen Gebieten entstammen die Stücke mit rad- oder scheibenartigen Endungen (s. Abb. 23), die wir in Norddeutschland als Importware finden. Sie gehören hier der jüngeren Bronzezeit an.

Zum Schmucke des Gürtels oder der Brust (vornehmlich bei der Frauentracht) dienten runde, schwach gewölbte **Bronzeplatten**, die in Norddeutschland häufig eine vorstehende Spitze in der Mitte haben und mit dem für die ältere nordische Bronzezeit charakteristischen Spiralornament verziert sind. — Die außerordentlich große Zahl der übrigen Schmuckgeräte, der Ohr-, Hals-, Arm-, Fuß- und Fingerringe, Beschläge, Knöpfe 2c. kann hier nur angedeutet werden.

Die **Armringe** bestehen in Süddeutschland aus massiven, weit offenen, ovalen, außen konvexen, innen geraden Reifen mit nach außen vortretenden Endstollen (s. Abb. 24). Diese, in der älteren Zeit klein, treten in der jüngeren Zeit weit hervor, der Ring selbst wird viel breiter und nach innen hohl. Für das südwestliche Deutschland sind Armreifen, die sich an den verschmälerten Enden in kleine Drahtspiralen auflösen, charakteristisch. Der norddeutsche Armschmuck der älteren Bronzezeit besteht aus starken, massiven Bronzeringen, deren Ränder glatt abschneiden, aus breiten manschettenartigen, geriefelten Bändern aus Bronzeblech, aus Bronzedrahtspiralen (s. Abb. 25) oder aus zwei, durch eine breite Spirale verbundenen Spiralscheiben (sogenannten Handbergen). In der jüngeren nordischen Bronzezeit werden die Reifen aus Bronzeblech hergestellt. An den breiteren sind zuweilen Oesen zum Anhängen von Klapperblechen angebracht. Als Arm- oder Fußschmuck diente auch ein aus Bronzeblech gefertigter großer runder

Wulst. — In Süddeutschland waren **Halsketten** aus kleinen Spiralröhren, an die Zierstücke und kleine Spiralen gehängt wurden, beliebt. Die Brust wurde mit einer sogenannten Brillenspirale geschmückt. Die ältere nordische Bronzezeit besitzt eigenartige Halskragen (s. Abb. 26): eine breite gebogene Bronze-

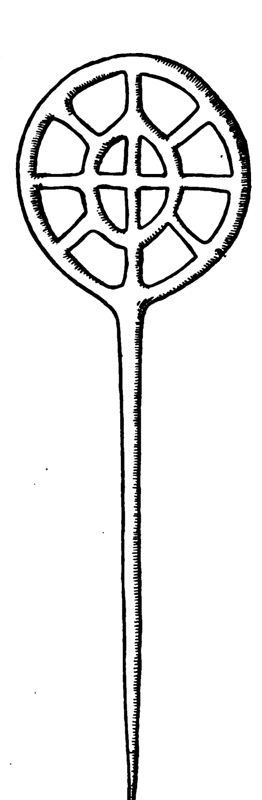


Abbildung 23. Bronzenadel ($^1/_2$).

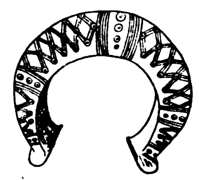


Abbildung 24. Armring ($^1/_4$).

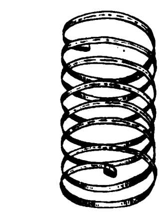


Abbildung 25. Armreif ($^1/_4$).

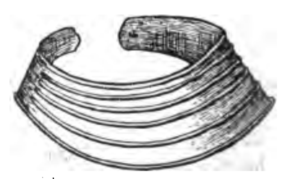


Abbildung 26. Halskragen ($^1/_4$).

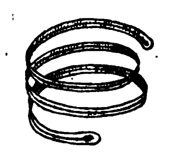


Abbildung 27. Goldener Fingerring ($^1/_1$).

platte, die sich gegen die Enden zu verjüngt. Eine andere Art stellen weite massive Ringe, von denen oft mehrere übereinander getragen werden, dar. Sie sind glatt, mit Linienornamenten verziert, oder gewunden (torquiert). Die ineinander gehakten Enden sind bisweilen zu kleinen Spiralscheiben aufgewunden. Die gewundenen Ringe (Torques) gehen schon in die jüngere Bronzezeit über. Oft sind die Windungen nur durch Riefelungen oder Einkerbungen markiert. Die Enden erweitern sich zuweilen zu ovalen Platten. Besonders kunstvoll in technischer Beziehung sind die aus blattdünnem, scharfkantigem Bronzeblech gewundenen Ringe. Gewundene Ringe, die die Richtung der Drehung mehrmals wechseln (Wendelringe), sind die jüngsten und reichen schon in die La Tène-Zeit hinein. — Die Fingerringe bestehen aus dünnen Reifen, die oft mehrfach aufgewunden sind. Goldene Spiralringe aus Doppeldraht kommen häufiger nur in Norddeutschland vor (s. Abb. 27).

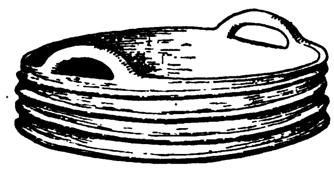


Abbildung 28. Hängebecken ältere Form ($^1/_2$) (Mestorf).

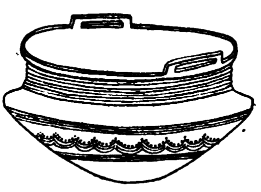


Abbildung 29. Hängebecken jüngere Form ($^1/_4$).

Die Reihe der Gefäße wird jetzt durch die aus Bronze vermehrt. Neben heimischen Erzeugnissen gelangen in der älteren Bronzezeit seltener, in der jüngeren in sehr großer Anzahl etrurische Fabrikate auch nach Norddeutschland. Charakteristisch für den Norden sind bronzene Hängebecken mit Deckel (s. Abb. 28 und 29), die, ursprünglich kleinere Bronzedosen mit flachem Boden, im Laufe der Bronzezeit weitergebildet werden und in dem jüngeren nordischen Abschnitte als reich ornamentierte Prachtgefäße mit gewölbtem Boden häufig uns begegnen. Sie dienten wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten, Schmuckgegenständen 2c.

Der Keramik ist ein hervorragender Platz in dieser Periode nicht einzuräumen. In Süddeutschland beschränken sich die Ornamente in der älteren Zeit wesentlich auf kurze Leisten, Tupfenverzierung, vertikale Furchen auf dem oberen Bauchteile, Buckelchen und kleine Henkel. In der jüngeren Zeit werden die vertieften Ornamente, zuweilen aus eingestempelten Dreiecken bestehend, mit weißer Kreidemasse ausgefüllt. Auch trifft man vereinzelt Nachahmungen von Bronzegefäßen. In Norddeutschland fehlen in der älteren Periode tiefgefurchte Ornamente fast völlig. Wo eine Verzierung angebracht ist, besteht sie aus leicht eingeritzten unregelmäßigen Strichen. Vereinzelt kommen geschwärzte Gefäße vor. Auch in der jüngeren nordischen Periode sind die Urnen, Schalen, Schüsseln 2c. meist schmucklos und zeigen die natürliche Farbe des Thons. Beliebt ist die Form mit scharfkantig gebrochenem Profil. Ausnahme bilden die Gefäße des Lausitzer Typus (s. S. 40), die Hausurnen (s. S. 22) und die Gesichtsurnen, die schon der Uebergangszeit angehören. Letztere finden sich hauptsächlich zwischen Oder und Weichsel, also in einem Gebiete, das früh von der Hallstattkultur beeinflußt wurde. Eine Kombination von Haus- und Gesichtsurnen ist bisher einmal in den Eilsdorfer Steinkistengräbern (Prov. Sachsen) gefunden worden.

In der älteren Bronzezeit ist in ganz Deutschland Bestattung unverbrannter Leichen, wie zur Steinzeit, in Brauch. Aber die Form der Gräber ändert sich. Wir haben fast überall Grabhügel, in denen die Leiche meist von einer Steinkiste oder Steinsetzung umschlossen, im Norden, so Schleswig und Mecklenburg, häufig in Eichensärgen (Totenbäumen, s. Abb. 30, S. 70), gebettet

liegt. Ein Kranz von hochkant gestellten Steinen (Bannkreis), der sich um den Hügel zieht, vollendet häufig das Grabdenkmal. Im vollen Schmucke, mit Waffen und einigen Beigefäßen wird der Verstorbene bestattet, Totenopfer, wie die Brandspuren beweisen, ihm dargebracht. In manchen Gegenden scheinen die Hügelgräber zu fehlen und die Toten in Flachgräbern beigesetzt zu sein, wenn nicht hier durch frühe intensive Bewirtschaftung des Bodens die Hügel eingeebnet sind. — Schon zu Ende der älteren

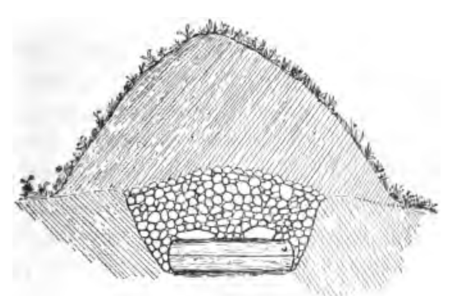


Abbildung 30. Grabhügel mit Totenbaum.

Bronzezeit tritt eine völlige Aenderung des Beisetzungsbrauches ein, die mit einer neuen Anschauungsweise über das Leben nach dem Tode zusammenhängen muß, deren Ursprung zu verfolgen wir nicht mehr im stande sind.

Der Leichnam wird in Norddeutschland fast ausschließlich, in Süddeutschland häufig verbrannt. Die Knochenreste vertraut man einer kleinen Steinkiste oder einer Urne an, die meist durch Steinschichtung oder Steinplatten geschützt ist, Beigefäße und Beigaben sind spärlich. Ueber dem Grabe wölbt sich der Hügel, der „in einem Zirkel nördlich der Alpen von Oesterreich über Bayern nach Süd-

west-Deutschland, der Schweiz und über die französische Grenze hinaus" bis zur römischen Zeit hin sich erhält. In den nördlicheren Gegenden Norddeutschlands, in Ost- und Westpreußen, Pommern, Mecklenburg, Hannover, Schleswig-Holstein, verliert er an Umfang, um allmählich ganz zu verschwinden. Andere Gegenden kennen überhaupt keine Hügelgräber, sondern die sogenannten älteren Urnenfelder, d. h. die Knochenreste werden in einer Urne in Steinkiste oder Steinpackung in die Erde eingegraben. Diese Sitte verbreitet sich ungefähr ums Jahr 800 v. Chr. von Oberitalien über Oesterreich, Mähren, Böhmen, die Lausitz, Schlesien, Posen und fächerförmig über die norddeutsche Tiefebene, sie gehört also in Gegenden mit kurzer Bronzezeit bereits der Hallstattepoche an. Doch auch in Süddeutschland finden sich stellenweise neben den Hügelgräbern Urnenfriedhöfe, so bei Huttenheim, Ostersheim und Wallstadt (Baden), die noch der Bronzezeit anzugehören scheinen. — In den Hügelgräbern der älteren und jüngeren Bronzezeit finden sich häufig Nachbestattungen aus jüngerer Zeit.

Die Menschen der Bronzezeit sind Viehzüchter und Ackerbauer, wie ihre Vorfahren in der jüngeren Steinzeit. Sie spinnen und weben und verstehen Bronze und Edelmetall kunstvoll zu gießen. Besonders die nordische Bronzezeit hat es zu ganz hervorragenden Leistungen auf diesem Gebiete gebracht. Frauen wie Männer lieben glänzenden Schmuck und behängen den Körper mit Platten, Ketten und Ringen. Selbst der Krieger strahlt in glanzvoller Wehr. Der Sinn für mannigfache ornamentale Verzierungen, sogar für plastische Darstellungen von Mensch und Tier ist durch südliche Vorbilder geweckt, das

Ohr lauscht den weichen vollen Tönen, die kunstvolle Bläser großen, im Norden gefertigten, Bronzehörnern (Luren) zu entlocken vermögen. Glasperlen und getriebenes Metallgerät, Bronze, Gold und Silber erwirbt man auf dem Tauschwege von fremden Händlern, um Metallstücke, Felle, im Norden Bernstein rc. wieder als Zahlung zu geben. Der Mann ist gewandter Reiter und versteht den zwei- und vierrädrigen Wagen zu führen. Schiffahrt ist ihm bekannt, der Anwohner von Nord- und Ostsee baut selbst größere Fahrzeuge mit Kiel und hochaufragenden Steven, mit denen er die Wogen des Meeres durchfurcht. Ueber Staatsform und Sippenleben fehlt uns jede Kenntnis, wohl aber dürfen wir aus den Grabanlagen und Gräberfunden schließen, daß die Frau ebenbürtig und geachtet neben dem Manne stand, daß also die ersten Stufen im Familienleben und damit auch im Staatsverbande längst überwunden waren. Religiöser Brauch trat uns, ohne daß wir ihm nachzugehen vermochten, in der Begräbnisart entgegen, wir glauben ihn auch zu erkennen in den sogenannten Depotfunden, die neben den Grabfunden besonders in der jüngeren nordischen Bronzezeit uns wichtige Gegenstände liefern. An bestimmten Stellen, bisweilen von einer Steinplatte bedeckt, fand man Waffen, Schmucksachen rc., die offenbar zu einem bestimmten Zwecke dort niedergelegt wurden. Man hat daran gedacht, sie für Verstecke, für Aufbewahrungsorte in kriegerischen, gefahrvollen Zeiten zu halten, wahrscheinlicher ist jedoch, daß wir es mit Votivgaben zu thun haben, mit Opfern, die man den Göttern darbrachte. Wir würden hier also einem ähnlichen Brauche begegnen, wie zur Zeit der Völkerwanderung in den Moorfunden.

3. Die Hallstattperiode.

Diese Periode hat ihren Namen erhalten nach den bedeutenden Funden, die das große Flachgräberfeld auf dem Salzberge bei Hallstatt im österreichischen Salzkammergute lieferte. Eine beträchtliche Anzahl der Typen, welche diese Epoche charakterisieren, wurde dort gefunden und es hat sich daher der Name Hallstattperiode neben der Bezeichnung erste Eisenzeit siegreich behauptet. Das Wesentliche für die neue Kulturerscheinung beruht in dem ersten Auftreten des Eisens in Deutschland, das auf dem Handelswege vom Oriente her im Anfang des letzten vorchristlichen Jahrtausends kam. Wie schon erwähnt wurde, hat in Deutschland nur der Süden, das Ostalpengebiet, Bayern, Württemberg, Baden und die Schweiz eigentlich teil an der Hallstattkultur, während in Norddeutschland die Bronzezeit (jüngere) fortdauerte und nur einige bronzene Gegenstände im Hallstattstil als Importware dorthin gelangten. Nur der Osten, Schlesien, Posen, Westpreußen sind stark von der Hallstattkultur beeinflußt.

Auch die süddeutsche Hallstatt-Periode hat ihre Entwickelung, die uns gestattet sie in eine ältere und jüngere Epoche einzuteilen. „Die jüngere Stufe der Hallstattperiode, die in Westdeutschland am glänzendsten in den sogenannten ‚Fürstengräbern‘ von Hundersingen und Ludwigsburg in Württemberg vertreten ist, giebt sich nach allem, was wir wissen, als eine Zeit gesteigerter Einfuhr aus dem Süden und überhaupt gesteigerten Verkehrs zu erkennen. Ursprünglich dem Süden und unserer Heimat gemeinsam, hat die Hallstattkultur in der letzteren länger gedauert, aber dabei von südlichen Einflüssen gezehrt. In der jüngeren Hallstattperiode, etwa 500 v. Chr., beginnt

die maßgebende Stellung Italiens gegenüber dem mittleren Europa" (Hoernes). Während in der älteren Epoche das Eisen noch verhältnismäßig selten ist und die Waffen aus Bronze und aus Eisen hergestellt werden, sind sie in der jüngeren Zeit überwiegend von Eisen, und die Bronze wird vorwiegend zur Herstellung von Gefäßen und Schmucksachen verwendet.

Die süddeutsche Bevölkerung der Hallstattzeit war eine wohlhabende und friedliebende, die fleißig Ackerbau trieb, wovon die Spuren noch in den Resten von Hochäckern (langgestreckten, erhöhten Ackerbeeten von 1,50 m bis 2,50 m Breite, die durch tiefe Wasserfurchen voneinander getrennt sind) erhalten sind. Ihre liebevolle Fürsorge für die Toten, auch die Frauen, denen sie Gefäße und Speisen mit ins Grab geben für ihre Bedürfnisse im jenseitigen Leben, giebt uns eine Andeutung über ihren sittlichen Standpunkt.

Stoffreste von Kleidungsstücken, die uns eine Rekonstruktion der Tracht gestatteten, haben sich nicht erhalten, dafür aber eine große Anzahl von Schmuckgegenständen, die in den Gräbern weit zahlreicher als die Waffen sind. An Gewandspangen oder Fibeln begegnen uns vornehmlich nachfolgende Arten, die im wesentlichen von Italien eingeführt sind, oder die italische Form weitergebildet haben: die kahnförmige Fibel (s. Hoernes, Fig. 33), die Schlangenfibel, die Certosafibel (nach dem großen Gräberfunde in der Certosa von Bologna genannt), die halbmondförmige Fibel (s. Hoernes, Fig. 34), die Doppelspiralfibel (s. Hoernes auf Fig. 25), endlich die Paukenfibel (s. Abb. 31), die bereits der Uebergangszeit angehört.

Vorwiegend haben die Fibeln, wie unsere Sicherheitsnadeln, eine Spirale, die der Nadel Federkraft verleiht, auf einer Seite des Bügels. In der letzten Hallstattzeit findet sich aber auch schon die Form, wo die Spirale auf beide Seiten des Bügels sich erstreckt.

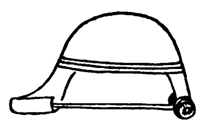


Abbildung 31. Paukenfibel (1/1).

Wenn die beiden Enden der Spirale durch eine Sehne verbunden sind, die sich beim Zusammendrücken der Fibel unter den Bügel legt und dadurch federnd auf die Nadel wirkt, so bezeichnet man diese Form als „Armbrustfibel" (vergl. Abb. 52 und 53).

Die Form der N a d e l n schließt an die der Bronzezeit an. Erwähnt seien solche mit Doppelspiralscheiben, die vielknöpfigen (s. Hoernes, Fig. 32), die mit umgebogenem Halse und die Schwanenhalsnadeln, die besonders häufig in Schlesien, Posen und Westpreußen in der der La Tène-Zeit vorangehenden Periode sind und auch in der La Tène-Zeit noch zahlreich sich finden. Die Nadeln sind meist aus Bronze, in der jüngeren Hallstattzeit auch häufig aus Eisen. Weiter zählten zu den Schmuckgegenständen Halsringe aus Bronzedraht, auf die man wohl Bernsteinperlen zieht, Fingerringe, draht- oder bandartig, auch hohl und mit Randleisten versehen, große, reichverzierte Bronzegürtel, die Leib und Rücken bedeckten, Gürtelschließen und Gürtelbleche, Kettengehänge mit Klapperblechen, Fußringe und A r m r i n g e.

Letztere, sehr zahlreich in Frauengräbern gefunden, haben, wie die Fibel, charakteristische Formen, die uns die Zeitbestim-

mung eines Gräberfundes wesentlich erleichtern helfen. Nach Naue beobachtet man besonders folgende Arten: in der älteren Hallstattperiode massive, ziemlich breite, nach außen stark gewölbte Armringe mit Endstollen und mit senkrechten Parallelrippen verziert, deren Stelle auch buckelartige Wülste einnehmen (s. Hoernes Fig. 35), massiv gegossene Armringe, „die den Eindruck machen, als hätte eine Schnur mit angereihten Perlen zum Muster gedient". Als die technische Fertigkeit sich mehr und mehr vervollkommnet, stellt man jene Formen auch in Hohlgüssen her und führt die halbe Eiform ein. In der jüngeren Hallstattzeit kommen dann die „Tonnenarmreife" und endlich die „Tonnenarmwülste" (s. Abb. 32) dazu. Neben diesen Formen gehen fast geschlossene Armreifen mit abgerundeter Oberfläche her.

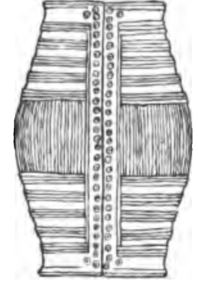


Abbildung 32. Tonnenarmwulst (1/4). (Naue.)

Von den **Waffen** sind für die ältere Hallstattzeit charakteristisch die **Langschwerter** von Bronze oder Eisen, die schilfblattartige, mit starkem Grat versehene Klingen haben und scharf zugespitzt sind. Die Länge steigt bis zu 1 m. Der Griff endet häufig in einen hutförmigen, abgestumpften Kegel (s. Hoernes, Fig. 27), ist mit Bronze, Horn oder Holz belegt und oft mit Bernstein, Gold und Elfenbein verziert. Die Griffzunge ist flach. Die Scheiden waren vermutlich aus Holz oder Leder, bisweilen auch mit Bronzeband umwickelt. Neben den Langschwertern sind eiserne Kurzschwerter von ähnlicher Bildung wie jene häufig, zu denen sich in der jüngeren Zeit zahlreiche eiserne Dolche mit Bronzegriff und hufeisenförmigem Knauf gesellen (s. Hoernes, Fig. 28).

Die Form der Bronze- und Eisenmesser, die auch in Frauengräbern häufig gefunden werden, ist eine sehr mannigfache. Neben zierlichen Bronzemessern mit ge-

schweifter Klinge haben wir besonders in der jüngeren Zeit starke Eisenmesser, deren breite Klinge sich gegen die Spitze zu wenig aufwärts biegt. Der Griff dieser Messer besteht aus Eisen und hat am Ende einen nasenförmigen Ansatz (s. Hoernes, Fig. 30). Endlich seien Lanzenspitzen von Bronze und Eisen, Celte und Beile und Pfeilspitzen, Bronzehelme und Schilde als zur Ausrüstung des Kriegers gehörend erwähnt. — Unter den Gefäßen verdienen die bronzenen, die kleinen Vasen und Schalen, wie die großen Situlä und Cisten besondere Beachtung (s. Hoernes, Fig. 36 bis 40). Die kleinen sind getrieben, die großen aus dünnem Bronzeblech hergestellt und oft mit ornamentalem und figuralem Schmuck versehen. Sie sind zum großen Teile wahrscheinlich importierte etrurische Fabrikate, doch sind zweifellos viele auch, besonders in der jüngeren Epoche, der fortgeschrittenen einheimischen Industrie zu danken. Bei den Thongefäßen brauchen wir nicht nach fremden Ländern auszuschauen, sie sind heimische Erzeugnisse und zeigen uns die Thonwarenindustrie in der jüngeren Hallstattzeit auf glanzvoller Höhe, die in der älteren Periode vorbereitet wird. Bemalt werden die Gefäße häufig in Schwarz und Rot, während die vertieften Linien mit weißer Kreidemasse ausgefüllt werden. Die flachen Schüsseln tragen die Dekoration meist im Innern. Neben diesen Gefäßen des süddeutschen Gebietes müssen die ganz ähnlichen bemalten Gefäße aus Schlesien (zu beiden Seiten der Oder, zwischen Glogau, Ohlau und Striegau) und dem südlichen Posen und die durch ihre Form charakteristischen Gefäße der Lausitz (Lausitzer Typus) hervorgehoben werden. Letztere gehen von Mittelschlesien bis an die mittlere Saale und

über das südliche Brandenburg, gehören also zum Teil schon Gegenden an, die von der Hallstattkultur nur wenig beeinflußt wurden (jüngste nordische Bronzezeit).

Außer mannigfach geformten Kannen, Töpfen, Schalen, Näpfen, Tassen, Bechern, finden sich Nachbildungen von Trinkhörnern, Dosen und Kinderklappern, z. T. vogel- oder stierähnlich. „Die plastischen Verzierungen bestehen entweder in vertieften Furchen oder aufgelegten Leisten und eigentümlich buckelförmigen Hervorragungen, welche zuweilen an weibliche Brüste erinnern (Buckelurnen)“ (Voß).

Die gesamte Hallstattzeit, besonders aber die jüngere Epoche, stellt eine außerordentlich reiche Blüte vorgeschichtlicher Kultur dar. Die verschiedensten Techniken, Eisenschmieden, Gießen und Treiben der Bronze, wurde meisterhaft ausgeführt, größere Gegenstände, wie Wagen, verstand man geschickt und dauerhaft herzustellen. Künstlerisches Gefühl verraten die Gefäßformen, die Ornamente und die plastischen Versuche. Die Vorliebe für Schmuck ziert auch das Zaumzeug der Pferde mit glänzenden Bronzeplättchen. Straßen und Wege durchkreuzen die Lande und erleichtern die Handelsbeziehungen, die ihnen stetig neue Anregung bringen.

4. Die La Tène-Periode.

Wie die Hallstattzeit, so hat auch die La Tène-Periode ihren Namen von einem berühmten Fundorte erhalten. „La Tène (d. i. Untiefe) heißt eine Stelle beim Dorfe Marin am Nordende des Neuenburger Sees in der Schweiz, wo in den Ruinen eines blockhausförmigen Inselkastells Massen von eisernen Waffen, Werkzeugen, Gefäßen, Schmucksachen gefunden wurden, die sich ebenso von den hallstättischen, wie von den römischen unterscheiden“ (Hoernes). Die La Tène-Kultur ist die Kultur der

Kelten, deren Macht besonders in der letzten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends sich entfaltete.

Von Oesterreich und Süddeutschland aus hatten sie sich über das Rheingebiet, Frankreich und die britischen Inseln ausgebreitet, im 6. Jahrhundert v. Chr. sehen wir sie nach Spanien vordringen, Anfang des 4. Jahrhunderts erobern sie Oberitalien, 284 bis 278 v. Chr. durchziehen keltische Heerhaufen Macedonien und Griechenland, gehen über den Hellespont und siedeln sich in Kleinasien an.

Mit ihrer größten politischen Machtentfaltung fällt zusammen ein bedeutender kultureller Aufschwung, der bestimmend auf das ganze deutsche Gebiet einwirkt.

Die La Tène-Kultur beendet sowohl die Hallstattzeit Süddeutschlands, wie die jüngere nordische Bronzezeit. Der Stil der La Tène-Zeit, von orientalischen, griechischen und italischen Einwirkungen beeinflußt, unterscheidet sich von dem Hallstätter durch „schwungvollere Formengebung und Verzierungsweise“. Diese besteht in der älteren Zeit in eigenartigen Verschnörkelungen, die Tierfiguren und menschliche Angesichter darstellen, aus dem „Fischblasenmuster“, stilisierten Pflanzenornamenten, Dreiecken, die aus drei nach innen gekrümmten, in einen Kreis eingeschriebenen Linien gebildet sind, aus figürlichen Darstellungen ꝛc. In der jüngeren La Tène-Zeit sinkt das Kunsthandwerk von seiner Höhe herab, sowohl in technischer wie in formeller Beziehung. Billige Massenware, plumpere Formen nehmen überhand.

Das Eindringen des La Tène-Stils in die einzelnen deutschen Gebiete vollzieht sich natürlich nicht von heute auf morgen. Es brauchte einer gewissen Zeit, um ihn von Stamm zu Stamm weiter zu verbreiten. Formen von Hallstatt und der jüngeren nordischen Bronzezeit gehen

eine Zeit lang neben ihm her, im Südwesten tritt er früher und schärfer hervor als im Norden, wo viele Gegenden überhaupt erst an der jüngeren La Tène-Kultur teilnehmen. Für Oberbayern scheidet Naue überhaupt die La Tène-Zeit fast völlig aus. Eingehendere Bodenforschung wird noch manche Richtigstellung bisheriger Ergebnisse vorzunehmen haben.

Die Lebensart der Bevölkerung wird durch die neuen Formen wenig berührt. Das Volk verharrt scheinbar in seiner friedlichen Thätigkeit des Ackerbaues und der Viehzucht. Neue Verkehrswege werden gefunden, alte zum Teil aufgegeben. Der Handel ist Tauschhandel. — In Süddeutschland behält man die Grabhügel mit vorwiegendem Leichenbrande bei, in Norddeutschland hat man allgemein Urnenfelder. Die Urnen werden in kleinen Steinkisten oder in Steinpackung, oft mit einer Schale bedeckt, in die Erde gegraben. Bisweilen wölben sich noch flache Hügel über ihnen oder eine Steinsetzung bezeichnet außen die Stelle des Grabes. Es ist charakteristisch für die norddeutschen Urnenfelder, daß die Beisetzung mit der Zeit immer schmuckloser und prunkloser wird, daß die Beigaben fortfallen, daß man zuletzt in einigen Gegenden sogar auf die Urne verzichtet.

Auch aus dieser Epoche fehlen uns größere Funde von Kleidungsresten. Von den Schmucksachen seien wieder zuerst die Fibeln erwähnt. Die La Tène-Fibel ist von ganz charakteristischer Form und leicht zu erkennen. Die Spiralwindung liegt zu beiden Seiten des Bügels, das Fußende aber ist nach oben umgebogen. Bei der ältesten Form steht es frei empor, bei der mittleren legt es sich auf den Bügel auf (s. Hoernes, Fig. 46),

bei der jüngsten ist es mit dem Bügel in einem Stück gegossen. Sie sind aus Bronze, sehr häufig auch aus Eisen zierlich hergestellt und als Importartikel durch Deutschland verbreitet.

Die nordischen Nachbildungen sind meist weit plumper und variieren die süddeutsche Form in mannigfacher Weise (s. Abb. 33). Im südwestlichen Deutschland zeigt das zurückgebogene Fußende oft einen Tierkopf (Tierkopffibel. Sie findet sich in der mittleren Rheingegend häufig, kommt aber auch in Württemberg und Bayern vor und ganz vereinzelt in Norddeutschland.

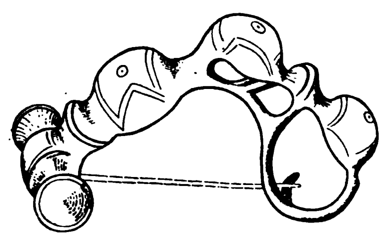


Abbildung 33. Bronzefibel (1/1).

Die Nadeln knüpfen an die Arten der vorigen Periode an; beliebt ist auch jetzt eine Einbiegung unterhalb des Kopfes, der, außerordentlich mannigfaltig gestaltet, oft Schalen- oder Kugelform zeigt. Zur Herstellung der Nadeln verwendet man häufig Eisen und Bronze, diese für den Kopf. — Charakteristisch sind die eisernen Gürtelhaken in einfacher Form, die jetzt häufig vorkommen und noch in der nächsten Periode beliebt bleiben. Von den übrigen Schmuckgegenständen seien die Halsringe hervorgehoben, die, an eine Hallstattform anknüpfend, im Norden eine eigenartige Ausbildung erhalten haben.

Der Hallstattring, der als Vorwurf diente, ist ein elastischer Hohlring, nach oben gebuckelt. Diese Form wird in Nord-

deutschland nachgeahmt, aber hier massiv gegossen. Daher war es nötig, ihn in zwei Teile zu zerlegen und mit einem Scharnier zu versehen. Bei der weiteren Entwickelung vergrößern sich die Buckel zu Zacken, bis zuletzt eine Kronenform entsteht.

Die süddeutsche Form der La Tène-Hals- und Armringe ist die mit nach den Enden zu wachsenden petschaftartigen Knöpfen. Sie sind oft mit Menschenköpfen und fischblasenartigen Bildungen verziert.

Die wichtigste der La Tène-Waffen ist das Schwert. Dolche verschwinden fast völlig, die Schwerter, aus Eisen, haben lange, gerade Klingen. Es sind mächtige Hiebwaffen, die eine Metallscheide schützt. — Die Lanzenspitzen (s. Hoernes, Fig. 44) haben meist eine schlanke lanzettförmige Gestalt mit starkem Grat. Düllencelte werden auch aus Eisen hergestellt. Schildbuckel wie Fig. 58 finden sich bereits gegen Ende der La Tène-Zeit.

Bronzene Gefäße (s. Hoernes, Fig. 42), rundliche oder flachgewölbte Kessel aus Bronzeblech, letztere oft mit Tragringen versehen und mit breitem eisernem Rande finden sich häufig. Daneben erscheinen, ein Zeichen dafür, daß der Verkehr mit Italien trotz der gallischen Invasion nicht unterbunden ist, feingearbeitete Bronzegefäße, ähnlich der aus der Hallstattzeit bekannten Situla, und Schnabelkannen, die bereits in der vorigen Periode (z. B. in den Fürstengräbern zu Ludwigsburg) sich finden, italischen Ursprungs.

Bereits in der Hallstattzeit mußte der Reichtum und die Formschönheit der Thongefäße hervorgehoben werden. Dieser Charakter bleibt in Süddeutschland und breitet sich in der älteren La Tène-Zeit auch über Norddeutschland aus. Hier wirkt in den S. 40 angeführten Gegenden noch lange der sogenannte Lausitzer Typus nach,

Gefäße dieser Art sind vereinzelt auch in Hessen und im Rheinlande gefunden worden. Ueberhaupt zeigt Norddeutschland jetzt im Gegensatz zur Bronzezeit einen Formenreichtum an Thongefäßen, der geradezu überrascht. Diese Blüte schwindet allerdings bereits in der jüngeren Periode, die ein ziemlich eintöniges Bild der keramischen Industrie uns bietet. In die frührömische Zeit hinein erstreckt sich noch diese Formenarmut, bis abermals — unter römischem Einflusse — die Keramik emporblüht. — Wir sind bereits in die Zeiten gelangt, die von den ersten Strahlen der Geschichte getroffen werden. Cäsars Berichte von den Germanen hätten hier Platz. Aber wir werden, um keine Trennung eintreten zu lassen und um Wiederholungen zu vermeiden, das kulturgeschichtliche Bild der letzten vorchristlichen Zeiten mit der nächsten Epoche zusammenfassen.

II. Die frühgeschichtliche Zeit.

Die frühgeschichtliche Zeit umfaßt die Epoche von dem ersten Auftreten unserer Vorfahren in der Geschichte an bis zum Zeitalter Karls des Großen.

Es ist also eine Zeit, aus der wir allerdings bereits schriftliche Nachrichten über die Germanen besitzen, die aber noch nicht im hellen Lichte der Geschichte vor uns liegt: eine Zeit der Dämmerung, des Uebergangs. Die Zeugnisse historischer Schriftsteller sind zum Teil noch sehr spärlich und unzuverlässig, wir müssen sie daher zu ergänzen und zu berichtigen suchen einmal mit Hilfe der Rückschlüsse, welche die Sprachforschung gestattet, dann aber besonders durch die Ergebnisse der Bodenforschung.

Die letzteren geben uns an die Hand, die ganze Periode einzuteilen in die römische Zeit, die Zeit der Völkerwanderung und die Zeit der Merovinger. — Römische Formen, römischer Schmuck und römisches Gerät herrschen während der ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung in Germanien durchaus vor. Als dann während der Völkerwanderung das politische Uebergewicht der Römer schwindet, mischt sich germanische Form mit der römischen: es entsteht eine Uebergangszeit, die mit dem Ueberwiegen des germanischen Stils in der Zeit der Merovinger endet.

1. Die römische Zeit.

a. Die Wohnung.

Als die Germanen zum erstenmal in die Geschichte eingriffen, als römische Schriftsteller es der Mühe für wert hielten, das Augenmerk ihnen zuzuwenden, mochten dem verwöhnten Bürger des großen Weltreiches unsere Vorfahren wohl als ungeschlachte Barbaren, ihre Lebensverhältnisse als höchst primitive erscheinen. Indessen deuten manche Einzelheiten der oberflächlichen und ungenauen römischen Berichte schon an, daß wir es mit Völkerschaften zu thun haben, die längst nicht mehr auf der ersten Stufe der Entwickelung stehen, und die Bodenfunde haben uns den strikten Beweis dafür geliefert. Ungefähr zwei Jahrtausende bereits betrieben sie nachweislich Ackerbau und Viehzucht, seit 1½ Jahrtausenden kannten sie Bronze und Edelmetall und ihre Bearbeitung, seit Jahrhunderten das Eisen; sie webten, bauten Häuser, hatten Straßenanlagen und Handelsverbindungen mit dem Osten und Süden, durch die sie stetig in ihrer Entwickelung ge-

fördert wurden. Naturgemäß können wir diese Entwickelung nur auf einigen Gebieten, nur an solchen Gegenständen verfolgen, die der Vernichtung trotzten und sich im Schutze von Erde, Wasser oder Moor bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Wo das nicht der Fall ist, sind wir, wie bei den Wohnungsverhältnissen, auf die wenigen litterarischen Nachrichten und auf Rückschlüsse angewiesen. — Außergewöhnlich spärlich fließen die Quellen über das Haus der alten Germanen. Wenige Worte nur haben Strabo und Plinius über die Wohnung der Friesen, und auch Tacitus' Schilderung vermag uns kein anschauliches Bild zu geben. Dann versiegen unsere Quellen völlig, und erst gegen die Mitte des 4. Jahrhunderts ermöglicht uns die Bibelübersetzung des Ulfilas, eine Vorstellung von der Bauart des Hauses der Goten zu gewinnen. Da müssen wir denn unser Augenmerk auf die Bauernhäuser der Gegenwart richten, welche an vielen Orten dank der Zähigkeit, mit der der Landmann am Althergebrachten festhält, uraltes Volksgut uns bewahrt haben. Und wie heute verschiedene Bauarten unter den Bauernhäusern sich erkennen lassen, so dürfen wir auch für jene alte Zeit mit Sicherheit die Anfänge mehrerer bestimmter Typen der Wohnung, aus denen im wesentlichen die heutigen sich entwickelten, annehmen.

Das gotische Haus, wie wir es aus dem Wortschatze des Ulfilas zu rekonstruieren vermögen, war ein Fachwerkbau. Es bildete wohl meist einen einzigen Raum, der bis zum First ohne Zwischendecke sich ausdehnte. Den Eingang vermittelte eine Thüre, die bisweilen aus Flechtwerk bestand (haurds), während kleine Fenster (auga-daurons = Augenthüren) das Tageslicht einließen. Zur Erwärmung, zum Kochen und Backen diente der Ofen (auhns), unter dem wohl nur ein offener Herd zu verstehen ist. Jedenfalls gab es keinen Kamin, sondern der

Rauch suchte sich hier, wie bei den übrigen germanischen Häusern, durch eine Oeffnung im Dache seinen Weg ins Freie. Neben diesem Wohnhause erhoben sich als selbständige Gebäude Ställe und Scheunen, und das Ganze war umfriedigt von einem Zaune.

Wahrscheinlich besaß das gotische Haus auch eine Vorhalle, die wir bei den friesischen mit Sicherheit annehmen dürfen. Denn Plinius erzählt uns, daß die Friesen bei dem gänzlichen Mangel an Quellwasser das Regenwasser auffangen und in Vertiefungen im Vorplatze ihres Hauses aufbewahren. Die Bauart ist von ähnlich einfacher Natur, wie bei den Goten. Ein deckenloser Hauptraum mit dem Herde wird von Fachwerkwänden umschlossen. Es ist wahrscheinlich, daß bisweilen, wie auch beim gotischen Hause, ein oder mehrere Nebengemächer von diesem rauchigen Hauptraume abgesondert waren. Soweit gleichen sich gotisches und friesisches Haus. Während aber bei jenem der Haupteingang an der Giebelseite sich befand, führt er bei diesem durch die Längswand. Außer dem Wohnhause besaßen die Friesen große Scheunen, von denen uns Strabo berichtet, und sicher auch Viehställe.

Einen eigenartigen Typus zeigt das sächsische Haus. Es vereinigt Wohnung, Ställe und Getreideräume unter einem hohen Dache. Der Eingang führt uns von der Giebelseite auf die Deele, zu deren Seiten die Viehstände sich befinden. Im Hintergrunde dehnt sich das „Flet“ aus, der Raum, welcher der Familie zur Wohnung dient. Auf dem Flet stand, und steht heute noch, der Herd. Ueber Deele und Viehständen lagert bis zum Firste hinauf auf losen Brettern die Frucht des Feldes und der Ertrag der Wiesen. Von seinem Sitz am Herde aus kann der Hausherr die ganze Wirtschaft übersehen. — Der Giebel war vielleicht schon in dieser Frühzeit mit zwei kreuzweis stehenden Pferdeköpfen geschmückt, denn sie finden sich überall da, wo sich Niedersachsen ansiedelten. Das Pferd war von alters her das Wahrzeichen des sächsischen Stammes.

Das fränkisch-oberdeutsche Haus besteht, wie das friesische und gotische, aus einem Hauptraume, dem Eren, mit dem Herde. Von diesem Raume kann eine Stube abgesondert werden. Eine Decke besitzt der Eren nicht, wie aus dem alten alemannischen Gesetze hervorgeht, nach dem ein Kind nur dann erbberechtigt ist, wenn es die Augen aufschlagen, den Hausgiebel und die vier Wände ansehen kann. Durch eine Vorhalle tritt man in das Haus meist auf der Längsseite. Die Wirtschaftsgebäude schließen sich an das Wohnhaus direkt an.

Die **Bauart** der Häuser unserer Vorfahren war natürlich im Vergleich zu der unserer heutigen Bauernhäuser eine sehr einfache. Im Laufe von zwei Jahrtausenden hat die Technik bedeutende Fortschritte gemacht, das Handwerkszeug hat sich vervollkommnet. Gleich bei der **Fundamentierung** springt der Unterschied zwischer alter und neuer Bauart in die Augen. Eine Untermauerung des Hauses war den Germanen unbekannt, wie sie überhaupt die Kunst, eine Steinmauer zu errichten, erst von den Römern lernten. (Das Wort „Mauer" ist dem lateinischen „murus" entlehnt.) Vielfach wird das Haus ohne jeden Unterbau auf den festgestampften Lehmboden gestellt, der, wie noch heute beim niedersächsischen Hause, den Fußboden vertritt. Das gotische Haus wurde auf einer Unterlage von Brettern errichtet, der „sulja" oder Sohle. Eine andere Art des Unterbaues, in Oberdeutschland häufig, die an die alten Pfahlbauten erinnert, besteht darin, daß das Haus auf eingerammte Pfähle gestellt wird, derart, daß zwischen Fußboden und Erdoberfläche ein freier Raum bestehen bleibt, der Luftdurchzug gestattet und die Fäulnis des Holzes hintanhält.

Das Haus selbst war im **Fachwerk** oder **Blockbau** errichtet. Bei jenem wurden die offenen Fachwerke durch Flechtwerk, das man mit Lehm bewarf, geschlossen. Die Außenseite dieser Lehmbekleidung pflegten die Germanen, wie uns Tacitus erzählt, mit einer reinen und glänzenden Erdfarbe (in Ermangelung von Kalk, den sie erst später durch die Römer kennen lernten) zu bestreichen, so daß sie „wie Malerei und farbige Striche aussah". — Bei der Konstruktionsweise des Blockver-

bandes, der in den südlichen und südwestlichen Teilen Deutschlands hauptsächlich angewandt wurde, werden die Wände durch aufeinander gelegte Stämme gebildet.

Das Dach war mit Stroh oder Rohr gedeckt. Ziegel und Schindel, aus dem lateinischen tegula und scindula gebildet, lernten die Germanen erst durch die Römer kennen. Zur Unterstützung des Daches erhob sich inmitten des Gebäudes eine Säule, die vom Fußboden bis zum Firstbalken reichte. Sie hatte — ursprünglich durch ihre konstruktive Wichtigkeit — eine ganz besondere Bedeutung und war, nächst dem Herde, der heiligste Teil des Hauses. — Kleine, niedrige Fenster waren vorhanden, aber unverglast. Man verhängte sie wohl mit Decken, oder versetzte sie mit Brettern. — Jene oben angeführten Wohnungsarten sind echt germanisches Eigentum und stellen den ersten und einzigen völlig nationalen Baustil unseres Volkes dar. In ihnen wohnte der Freie mit seiner Familie und seinem Gesinde, und nur der Fürst, der Stammesführer, gestattete sich wohl außer der einfachen Wohnung einen großen Hallenbau zur Bewirtung und Beherbergung von Gästen, der aber in seiner Konstruktion vom Wohnhause nicht abweicht, sondern nur eine erweiterte, größere Art desselben darstellt. An den Wänden solcher Hallen liefen Bänke entlang und außerdem war ein Hochsitz vorgesehen für den Fürsten. — Aermeres Volk, Unfreie und Hörige mochten wohl auch in primitiven Hütten hausen, in zeltartigen Wohnungen von Tierhäuten, Baumrinde, Reisig oder Rohr. Auch Höhlen mochten ab und zu manchem Unterkunft gewähren, aber in jener Zeit, die uns jetzt beschäftigt, waren derartige Fälle nicht Regel, sondern Ausnahme.

Noch ist eine Art von Vorratskammer zu erwähnen, die die Germanen — nach Tacitus' Bericht — unter der Erde anzulegen pflegten. Es waren primitive Keller, Erdlöcher, die, jedenfalls durch Balken seitlich und oben verschlagen, mit Dünger zugedeckt wurden und auf diese Weise einen im Sommer kühlen, im Winter warmen Aufbewahrungsraum für Lebensmittel boten. Sie müssen bisweilen eine größere Ausdehnung gehabt haben, da sie auch als Webewerkstätten und Spinnstuben von den Mägden bis in die merovingische Zeit hinein benutzt wurden. — Städteanlagen waren den Germanen unbekannt. Auf seinem Grund und Boden, in seinem Anwesen war der Besitzer unumschränkter Herr, er bildete mit seiner Familie, seinem Gesinde eine Gemeinde für sich und gab dieser Thatsache dadurch nachdrücklichen Ausdruck, daß er Haus und Hof mit einem Zaune umzog, daß er unmittelbare Nähe mit dem Nachbarn vermied. Auch Nützlichkeitsrücksichten verlangten solches Getrenntwohnen. Die strohgedeckten Holzbauten boten große Feuersgefahr, so daß beim Wohnen Haus an Haus bei Ausbruch einer Feuersbrunst wahrscheinlich das ganze Dorf eingeäschert wäre. — Bei den Dorfanlagen zeigt sich — an sehr vielen Orten noch bis heute zu bemerken — niemals ein übereinstimmender Plan. Nicht einmal auf einen gleichmäßig durchführenden Straßenzug ist Rücksicht genommen, sondern die Gehöfte liegen „unregelmäßig an krummen, engen, verschieden ineinander, oder auch nur in Höfe mündenden Straßen" (Meitzen). Der gesamte Dorfkomplex ist umzäunt.

Neben Dörfern treffen wir Einzelhöfe, die außer-

halb des Dorfberinges lagen, aber gleichwohl sich zu einer bestimmten Dorfgemeinde zusammenschlossen.

Irgendwelche besonderen Vorzüge des Geländes, sei es nun das Vorhandensein einer Quelle, eines Waldes oder eines besonders üppigen Feldstückes konnten Veranlassung zur Anlegung von Einzelhöfen, die aber nicht zahlreich gewesen zu sein scheinen, geben. Wir kennen sie heute noch in Westfalen.

b. Leben im häuslichen Kreise, in Hof und Feld.

An der Spitze des Hauswesens steht der Hausherr. Ihm obliegt der Schutz seines Besitzes, er hat Gewalt und Recht über Frau und Kinder, wie über sein Gesinde. In Fällen größter Not kann er Weib und Kind selbst in die Knechtschaft verkaufen. Ihm gebührt also innerhalb seines Eigentums die hervorragendste Stellung und er übernimmt daher — bei größerem Besitze wenigstens — nichts von der Arbeit im Hause, in Hof und Feld. Uebung des Waffenhandwerks, Pflege der Jagd, Vertretung seines Hauswesens in der Volksversammlung und vor Gericht, Bewillkommnung und Bewirtung von Gästen, endlich Oberaufsicht über Haus- und Feldarbeit sind seine Be-



Abbildung 34. Eiserner Schlüssel (1/2).

schäftigung. — Ihm zur Seite steht seine Ehefrau. Ihr Wirkungskreis ist ein beschränkterer, er erstreckt sich nur auf Haus und Hof, auf die Ueberwachung der Mägde. Sie giebt Anleitung und hilft beim Spinnen, Weben und Nähen, besorgt die Küche, die Milchwirtschaft ꝛc. Die Vorräte und Schätze des Hauses hält sie unter Verschluß, sie ist die Schlüsselbewahrerin (s. Abb. 34).

Im Gegensatze zu des Mannes trotziger Kraft, zu seinen wilden Vergnügungen und seinem kriegslustigen Sinne steht das stille Walten der Hausfrau. Sie befindet sich im Schutze des Mannes, aber er schirmt sie nicht nur, er achtet und ehrt sie auch. Selten hat bei einem Volke die Frau eine solch hehre Stellung eingenommen, wie bei den Germanen. Damit hängt unmittelbar aber auch der feste Bestand der Ehen zusammen, die Treue zwischen Mann und Weib und das außerordentlich seltene Vorkommen von Vielweiberei. Nur Fürsten hielten sich ab und zu Nebenweiber aus politischen Rücksichten. Daraus erklärt sich ebenso die brutale Strafe, die eine der Untreue überführte Frau trifft. Sie wird entblößt aus dem Dorfe hinausgepeitscht, muß fried- und rechtlos in das Elend gehen. Denn das Weib ist nach germanischer Vorstellung mit überirdischen Gaben bedacht, hat also doppelt Grund, sich vor Vergehungen zu hüten. Es vermag die Zukunft zu schauen, und wiederholt berichten römische Schriftsteller, wie die Germanen vor dem Kampfe die Schicksalsfrage an ihre Weiber stellen. Tritt aber des Krieges Ernst an das Volk heran, dann offenbart sich auch in der Frau deutscher Kampfesmut und wilder Sinn: sie spornt den Mann zur Tapferkeit an und ist, wenn's sein muß, selbst bereit, die Waffe gegen den Feind zu richten. — Der Einfluß so gearteter Frauen auf die Entwickelung der **Kinder** mußte ein segensreicher sein. Sie selbst die Trägerinnen von Treue, Keuschheit und Tapferkeit, pflanzten diese Kardinaltugenden unserer Vorfahren in das kindliche Gemüt und wahrten auf solche Weise treulich die höchsten Güter des Volkes. Im übrigen war die Erziehung eine sehr freie. Die Kinder des Herrn tum-

melten sich im lustigen Spiele mit den Sprößlingen des Gesindes, erst bei fortgeschrittenem Alter trat der Unterschied zwischen Freien und Unfreien in seine Rechte. Bei den Knaben ist das Hauptaugenmerk auf kräftige körperliche Entwickelung gerichtet. Die Mädchen lernen, was ihnen zu wissen als einstige Hausfrauen not ist: spinnen, weben, sticken, nähen, kochen und brauen und was sonst in Haus und Hof den Aufgaben der Herrin zufällt.

Das Gesinde erfreut sich, obgleich es rechtlich dem freien Besitzer nicht gleichsteht, einer milden Behandlung. „Selten nur wird ein Sklave geschlagen oder gefesselt und durch harte Arbeit gestraft: Totschlag kommt wohl vor, aber nicht der Zucht halber oder aus Strenge, sondern in plötzlicher Aufwallung und Wut, wie man einen gehässigen Gegner tötet, nur daß Sklavenmord unbestraft bleibt" (Tacitus).

Die Lebensweise unserer Vorfahren war eine fest geregelte. Der freie Mann pflegte, nach Tacitus, lange zu schlafen. Als Lagerstatt kannte man sicher schon das Bett, das bei den Goten zu Ulfilas' Zeit bezeugt ist. Die Herstellung von Leinwand ward allgemein geübt, und der aus Germanien stammende Gänseflaum war selbst in Rom der gesuchteste und gepriesenste zur Ausfüllung von Kissen. Nach dem Aufstehen wurde ein Bad genommen. Das Baden spielt, wie überhaupt das ganze Mittelalter hindurch, eine wichtige Rolle. Bei günstiger Witterung tauchen Männer und Frauen in die Fluten der offenen Gewässer, in kalter Jahreszeit wird ein warmes Bad im Hause vorgerichtet. Nach der Reinigung nimmt man das Frühstück ein, dem erst gegen Abend die Hauptmahlzeit folgt. Beim Essen, das von Herrschaft und Ge-

sinde gemeinsam in demselben Raume eingenommen wird, sind die Einzelnen an verschiedene Tische verteilt. Der Hausherr sitzt mit seiner Familie zusammen und nimmt hier den Ehrenplatz ein. Auch freie Gäste teilen diese Tafel. Bänke und Stühle dienen zum Sitzen, auch Fußbänke waren bekannt. — Genügte die Helle des Herdfeuers nicht zur Beleuchtung, so nahm man Kienspäne zu Hülfe. — Als Speise dienten Brot, Milch, Butter, Käse, Haferbrei, Hirse, das Fleisch der Haustiere (Schweine, Schafe, Rinder, Gänse), Wurst und Schinken, Linsen, Bohnen, Erbsen, eine Spargelart, Rüben, Rettich, endlich was Wald und Wasser an genießbarem Wild, Geflügel und Fisch bot. Obst kannte man außer dem Holzapfel und der Holzbirne nicht. Die Zubereitung des Mahles war eine einfache. Den Gaumen kitzelnde, stark gewürzte Speisen waren den Germanen fremd. — Das Getränk besteht aus Met (Honigbier) und Gerstenbier. Auch Wein wurde früh durch die Römer eingeführt, seine Einfuhr war aber, wie Cäsar erzählt, bei den Sueben verboten, weil sie einen verweichlichenden Einfluß von ihm befürchteten.

Die Gefäße, deren man sich beim Essen, Trinken und Kochen bediente, waren mannigfachster Art. Soweit sie aus Holz bestanden — also runde Teller und Näpfe z. B., die noch im späten Mittelalter im deutschen Bürgerhause ganz allgemein gebräuchlich waren —, haben sich die Gegenstände naturgemäß nicht erhalten, wohl aber sind wir gut unterrichtet über das Thongeschirr und die Metallwaren.

Als durch Cäsars Siege die politische Macht der Kelten gebrochen wurde, schwand auch die keltische Vor-



Abbildung 35. Thongefäße (1/[illegible]).

herrschaft auf industriellem und Handelsgebiete in den germanischen Ländern. Die bis an den Rhein und die Donau vordringenden Römer treten die Erbschaft an. Wir bemerken jetzt den Einfluß des römischen Kunsthandwerks. Im Westen und Süden und an den Hauptverkehrsstraßen finden sich neben einheimischen Produkten viele von Italien und Gallien eingeführte Gegenstände, weiter im Innern werden diese seltener. Aber durch die gesamte einheimische Industrie, besonders die der Thonwaren, geht — bis nach Preußen und Dänemark hin — ein einheitlicher Zug, es bildet sich eine eigenartige germanische Kunstweise unter römischem Einflusse aus (s. Abb. 35). Bedeutende Gräberfelder dieser Zeit mit überaus zahlreichen Thongefäßen wurden aufgedeckt z. B. bei Fuhlsbüttel (Hamburg), bei Darzau in der Provinz Hannover, bei Fohrde in der Provinz Brandenburg und bei Eller in der Nähe von Düsseldorf.

Wie eingehende Untersuchungen ergeben haben, ist die Töpferscheibe trotz der oft geradezu überraschenden Gleichmäßigkeit von Wandung und Form nur sehr selten zur Anwendung gekommen. Die meisten Gefäße, selbst die größten, wurden mit der Hand geformt. — Das Brennen ist allgemein üblich, wird bisweilen aber noch unzulänglich durchgeführt. — Vom Handwerksgerät des Töpfers wurde in dem Urnenfriedhofe bei Darzau ein Töpferrädchen, ein auf eisernem Stiele befestigter, mit drei Reihen kleiner würfelförmiger Erhöhungen versehener Bronzeknopf, zum Eindrücken der Punktreihen auf den Urnen bestimmt, gefunden.

Die Oberfläche der Gefäße ist glatt abgerieben und meist verziert. Die Ornamente werden gewöhnlich leicht eingeritzt und sind vorwiegend linear. Zickzackbänder, mäanderartige Verzierungen, vierarmige Hakenkreuze, Treppen- und Kammstrichornamente, Vierecke, Dreiecke, wagerechte, senkrechte und querlaufende Streifung oder Punktierung sind allgemein verbreitet. Durch Profilierungen wird das Gefäß gern in verschiedene Felder zerlegt. — Die Farbe des Thons ist eine

sehr verschiedene, bald grau oder bläulich-grau, bald rot, gelb oder braun. Besondere Erwähnung verdienen die Gefäße von glänzender, tiefschwarzer Färbung. Sie wurde hervorgerufen „durch Berußung während des Brennens mit äußerst fein zerteilten Kohlenteilchen, welche den Thon völlig durchsetzten.“ — Noch mannigfaltiger ist die Form, aber fast ausnahmslos geschmackvoll, leicht. Hier vor allen Dingen zeigt sich der Einfluß der hochentwickelten, künstlerisch hervorragenden römischen Industrie. Ohne übertriebene Ornamentik, ohne nach Außergewöhnlichem in der Gestaltung zu streben, rufen die Töpferwaren einen einfachen, praktischen und zugleich künstlerischen Eindruck hervor. Zum Teil bildete man sie römischen Bronzegefäßen nach. Besonders charakteristische Formen und Ornamente zeigen die Gefäße, die — noch während der Völkerwanderung mit den Aenderungen und Merkmalen dieser Epoche — in der Mark, Hannover, vereinzelt noch weiter nördlich, endlich in Böhmen auf dem großen Gräberfelde bei Trebická vorkommen (auch altmärkischer Typus genannt), und die Voß wohl mit Recht den Langobarden zuschreibt, also dem Volksstamme, der nach Vellejus Paterkulus „wilder als die germanische Wildheit selbst“ war. Die Größe des Gegenstandes richtet sich natürlich nach seiner Bestimmung. Neben kleineren Tassen, Schalen, Bechern und Schüsseln finden sich größere Töpfe, Urnen, flaschenartiges Geschirr, Henkelkrüge 2c. und endlich Gefäße von gewaltigem Umfange und beträchtlicher Höhe, die zum Bierbrauen benutzt wurden.

Gleich edle Form, wie die Thonwaren, zeigt das Bronzegerät. Doch muß dahingestellt bleiben, wieviel davon in Germanien gefertigt wurde, ob nicht alle besseren Stücke, was wahrscheinlich scheint, auf dem Handelswege kamen. Schöpfkellen, Mörser, Eimer, Schüsseln und Schalen haben sich mehr oder weniger in allen Gauen gefunden, zeigen aber alle römisches Gepräge, zum Teil sogar römische Fabrikmarke. Die Waren eines Fabrikanten Namens Publius Cipius Polibus, Bronzekasserollen mit wagerecht abstehendem, flachem Handgriff, der am Ende zum Aufhängen durchlocht ist, fanden sich in Pompeji, in Ungarn, verschiedenen deutschen Gegenden,

Dänemark, Skandinavien und England. Wagerechte Linien im Innern dienen als Maßbezeichnung. — Auch das Glasgerät, das auf deutschem Boden gefunden wurde, Flaschen wie Gläser und Schalen, dürfte ausnahmslos römischen Ursprungs sein. Denn dort war die Glasfabrikation längst bekannt und entwickelte sich ganz besonders zur Kaiserzeit.

Glas gehörte mit zu den römischen Handelsartikeln und wurde als Massenware zu sehr billigen Preisen hergestellt. Der griechische Geschichtschreiber Strabon (geb. 67 v. Chr.) berichtet uns, daß eine Schale und ein kleiner Becher aus Krystallglas zu 2 Pfennigen nach unserem Gelde verkauft wurden.

Zum Trinken benutzte man bei großen Gelagen Büffelhörner, die am Trinkrande mit Silber- oder Bronzeblech eingefaßt waren. Die Spitze schließt mit einem Knauf ab. Beide Enden sind durch eine Kette verbunden, um ein Auf- oder Umhängen des Hornes zu ermöglichen. Der Gabeln beim Essen sich zu bedienen, ist eine Sitte,



Abbildung 36. Eisernes Messer (1/2).

die erst fast 1½ Jahrtausende später in Deutschland allgemein wird. Dagegen benutzte man den Löffel, der gewöhnlich aus Holz bestand, oder aus Thon gefertigt war. Doch auch eiserne, von ähnlicher Form wie unsere heutigen, stellen sich jetzt ein und vereinzelt silberne römischen Fabrikats. Das Messer (s. Abb. 36), das jeder selbst bei sich führte, ist aus Eisen, die Klinge, besonders

in Norddeutschland, oft halbmondförmig gestaltet, der Griff besteht aus Holz, Bein oder Eisen.

Häufig findet man am Griffende eine Oese, durch die ein Eisenring faßt, der auf den Leibgurt gezogen wurde, oder das Messer wurde mit anderen kleinen Geräten, Schere, Kamm u. s. w, in einer Gürteltasche getragen.

Wie schon erwähnt wurde, fiel den Frauen und Mägden die Aufgabe des Spinnens, Webens, Nähens und Stickens zu. Erklärlicherweise ist nur wenig von den Gerätschaften, die hierzu dienten, auf uns gekommen. Man spann mit der Handspindel, und die Thätigkeit war eine allgemein verbreitete, in jedem Haushalt geübte. Zahllose Wirtel (s. Abb. 37 und 38) sind in allen Gegenden Deutschlands gefunden worden aus gebranntem Thon, Stein, Bronze, Glas, Horn, Bein und Blein. Sie sind durchbohrt, in die Oeffnung wird ein Holzstab hineingeschoben, um den der gesponnene Faden gewickelt wird. Das Weben geschah auf dem stehenden Webstuhl. Erhalten sind uns, bereits aus der Pfahlbautenzeit, allerdings nur zwei bearbeitete Hölzer und in allen Gegenden und aus verschiedenen Zeiten runde Steine oder roh gebrannte, durchlochte Thonkegel (s. Abb. 39), die als Webegewichte dienten. Abb. 40 stellt einen primitiven Webstuhl, wie er von den Färöern noch bis in die Neuzeit benutzt wurde, dar (nach Worsaae). — Die Nähnadel zeigt in ihrer technischen Vollendung einen großen Fortschritt gegen die früheren Zeiten. Die Gräber bieten uns eine große Anzahl bronzener Nadeln von verschiedener Länge und vorzüglicher Ausführung — jedenfalls italisches Fabrikat — daneben eiserne und solche von Bein. — Auch das Färben der Gewandstoffe, über das Plinius be-

Abbildungen 37 und 38. Spinnwirtel (1/2).

Abbildung 39. Webgewicht (1/2).

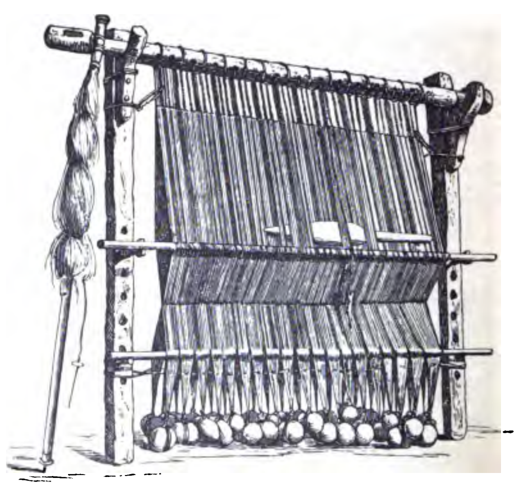


Abbildung 40. Webstuhl und Handspindel.

richtet, wurde von den Frauen besorgt. — Die Schere,[1] die sich in Männer- wie Frauengräbern findet, also wohl auch zum Schneiden der Haupt- und Barthaare diente, ist ähnlich unserer Schafschere und kommt in verschiedenen Größen von Eisen und Bronze vor. Die zierlicheren sind meist aus diesem Metalle gearbeitet. An einem elastischen Bügel sitzen zwei, oben breite, nach unten spitz zulaufende Scherklingen. Diese Scherenform findet sich bereits in vorrömischer Zeit in Deutschland.

Nicht nur das Weben, sondern überhaupt alle handwerksmäßigen Beschäftigungen mußten im Hause vorgenommen werden, da es selbständige Handwerker, Gemeindehandwerker in unserem Sinne nicht gab. Selbst die Schmiedearbeit scheint noch zum Haushandwerk gehört zu haben. Indessen müssen sich doch schon früh einige Gewerbe vom Haushandwerk losgelöst haben. Dazu dürfte in erster Linie die Töpferei zählen. Nicht jede Gemeinde hatte auf ihrem Gebiete brauchbare Thonerde, und es ist nicht anzunehmen, daß sie ihren Bedarf an Töpfen lediglich vom Auslande bezog. Wenn man die weite Verbreitung gewisser Thonarten und Formen ins Auge faßt, die der heimischen Industrie zugehören, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß in einigen Gegenden eine Massenfabrikation von Töpferware betrieben wurde, die man an die umliegenden Ortschaften und Gaue absetzte. Vielleicht waren es Leute niederen Standes, die auf solche Weise ihren Lebensunterhalt sich sicherten.

---

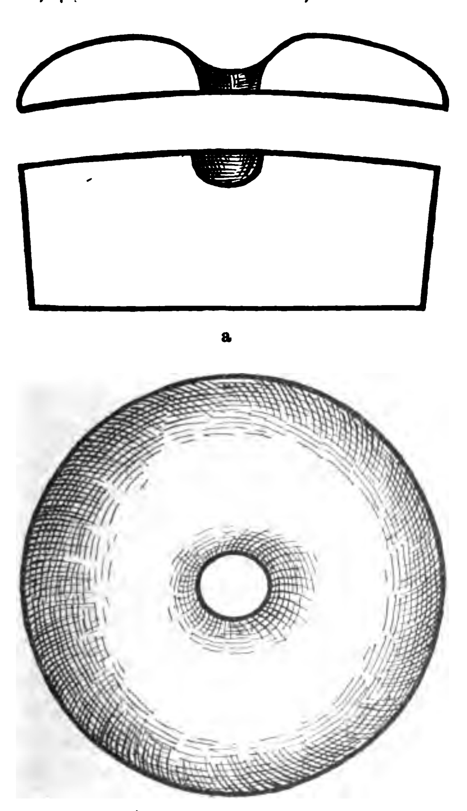
[1] Abbildung 45 bei Hoernes, Urgeschichte der Menschheit. Sammlung Göschen Nr. 42.

Aus der Zierlichkeit der Finger- und Nageleindrücke auf manchen Thongefäßen hat man geschlossen, daß die Töpferei zumeist von Frauen betrieben sei. Auch sind glatte Steine zum Glätten der Thongefäße in Frauengräbern gefunden worden.

Ulfilas kennt bereits den Töpfer, den Zimmermann und den Schmied.

In den Wintermonaten hatten ja Gesinde und Herrschaft Zeit genug, sich der Handwerkerarbeit hinzugeben. Galt es doch sonst nur, das Vieh zu besorgen, das Getreide zu dreschen und zu mahlen. An Haustieren gehörte zur altgermanischen Wirtschaft der Hund, das Pferd, Rindvieh, Schweine, Schafe, seltener Ziegen, Hühner, Gänse und Tauben. Auch die Bienenzucht war weit verbreitet, da man den Honig zur Herstellung des Mets nötig hatte. An Getreide war Hafer, Gerste, Weizen und Roggen verbreitet. Nachdem man es ausgedroschen hatte, wurde es auf der Handmühle, Querne (s. Abb. 41), zwischen zwei großen runden Steinen zermahlen, oder mit einem kleineren kugelförmigen Steine auf einer Steinplatte zerrieben. Solcher Mühlsteine findet sich schon aus vorrömischer Zeit in unseren Sammlungen eine große Anzahl. Endlich wurde Hirse und Flachs, in den nördlichen Gegenden auch Buchweizen angebaut. Von Frühjahr bis Herbst gab es mit der Bestellung der Felder, dem Einbringen der Frucht vollauf zu thun. Die Ausdehnung und Bedeutung des Ackerbaus geht schon daraus hervor, daß die Römer von Cäsar an ihre Einfälle nach Germanien meist in die Zeit der Ernte verlegen, um einmal Proviant für das Heer zu haben, andererseits aber durch Vernichtung der Feldfrucht den Feinden den Lebensunterhalt zu entziehen. Ueber seine Art sind wir

allerdings wenig genau unterrichtet. So viel darf als feststehend angenommen werden, daß man Bodendüngung nicht kannte, sondern ein Stück Acker, um es wieder Kraft



a

b

Abbildung 41. Steinerne Handmühle, Querue.
a. Querschnitt; b. Ansicht von oben.

gewinnen zu lassen, zeitweise brach liegen ließ. Dagegen verstand man bereits, die Ertragsfähigkeit der Ackerkrume durch Zufuhr von Mergel zu erhöhen. Man kannte Winter- und Sommersaat, jene war die vorwiegende.

An Ackergerät ist nur wenig erhalten. Der Pflug war bekannt und dürfte nicht viel verschieden gewesen sein von dem Holzpfluge, der in einigen Gegenden Deutschlands noch heute verwendet wird. Denn wir wissen durch Plinius, daß die Germanen schon vor seiner Zeit zwei Räder am Pfluge anzubringen verstanden. Geschnitten wurde das Getreide mit der Sichel. Für das Einschaffen standen Wagen zur Verfügung. Die Wagenbaukunst hatte bereits eine verhältnismäßig hohe Stufe erreicht. Am Rhein, in der Schweiz und in Ungarn sind eine ganze Reihe von Wagenteilen zu Tage gefördert worden, ein richtiges Bild gewähren uns aber erst die der vorrömischen Zeit entstammenden beiden schönen Wagen aus dem Moore der Pfarrei von Dreibjerg in Jütland (s. Abb. 42). Sind diese Wagen auch nicht als Erntewagen anzusprechen, so zeigen sie doch, was unsere Vorfahren auf diesem Gebiete zu leisten vermochten.

Die Erträge aus Feldbau und Viehzucht wurden ergänzt durch Jagdbeute und Fischfang. An Wild gab es in den deutschen Wäldern den Bären, den Wolf, Hirsch, Elch, Wisent, Ur, Wildschwein, Gemse, Steinbock, Wildkatze, Luchs, Fuchs, Reh, Hasen, Otter, Biber, Dachs und an jagdbaren Vögeln besonders Schwäne, Störche, Auerhähne, Adler, Falken, Geier, Wild-Enten und -Gänse, Rebhühner und Wachteln. Wendete man wohl zum Fangen Schlingen und Fallgruben an, so war die Hauptsache, das Hauptvergnügen doch die Jagd mit Speer

und Bogen, welche später bei Besprechung der Waffen berücksichtigt werden. Außerdem war die Jagd mit Falken

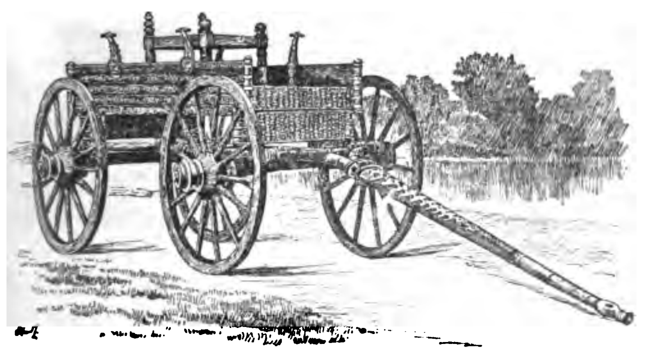


Abbildung 42. Wagen aus Jütland (S. Müller).

eine uralte Sitte der Deutschen, welche die Römer von ihnen c. 300 n. Chr. lernten. Die Fische wurden meist mit Netzen gefangen.

Von den Friesen erzählt Plinius, daß sie ihre Netze aus Schilf und Sumpfbinsen geflochten hätten. Eine Probe einer aus Tauwerk geknüpften Netzes wurde im Nydamer Moos (s. Völkerwanderung) gefunden.

c. Ehe und Tod.

Eine rechtsgültige Ehe, d. h. eine solche, deren Sprößlinge uneingeschränktes Erbrecht an Hab und Gut der Eltern besitzen, kann der Vollfreie nur mit der Tochter eines Vollfreien eingehen. Die Eheschließung selbst war lediglich Formsache, die wahrscheinlich von einer Reihe symbolischer Handlungen begleitet war, über die wir aber für diese Frühzeit keine gewisse Kunde besitzen. Vorauf

ging als eigentlich bindende, rechtsgültige Handlung das Verlöbnis. Die beiderseitigen Verwandten, die Sippen, traten nach den ersten Abmachungen zwischen dem Brautvater oder dem Vormunde der Braut und dem Bräutigam zusammen, dieser überreichte jenem Geschenke: Stiere, ein gezäumtes Pferd und einen Schild nebst Framea und Schwert, um damit die Mundschaft, d. h. das Schutzverhältnis über seine Verlobte zu erwerben. Darauf bildeten die Verwandten einen Kreis, in dessen Mitte die zu Verlobenden traten. In feierlicher Weise wurde das Verlöbnis geschlossen: die Braut gehörte von diesem Augenblicke an der Sippe des Bräutigam zu. Auch sie bringt dem Manne einige Waffenstücke: „Dies, meinen sie, sei das festeste Band, dies seien geheime Heiligtümer, dies die Götter der Ehe. Damit das Weib nicht glaube, sie dürfe fernbleiben mannhaften Gedanken und fern den Wechselfällen des Krieges, wird sie, wenn sie eben die geweihte Schwelle der Ehe betritt, erinnert: sie komme, um in Arbeit und Gefahr des Mannes Genossin zu sein. Gleiches mit ihm habe sie im Frieden, Gleiches in der Schlacht zu dulden und zu wagen" (Tacitus). Es ist schon darauf hingewiesen, daß Vielweiberei zu den Seltenheiten gehört und nur vereinzelt bei den Fürsten vorkommt. Ebenso war der feste Bestand der Ehe und die schwere Strafe, die eine der Untreue überführte Frau trifft, angedeutet. Freier in dieser Beziehung waren die Männer, welche die Ehe nur mit einer anderen Ehefrau brechen konnten. Bei einigen Stämmen herrschte der Brauch, daß nur Jungfrauen heirateten, daß Witwen also eine zweite Ehe nicht eingingen.

Ueber die Totenbestattung liegt an litterarischen

Zeugnissen für die römische Zeit das des Tacitus vor. Er berichtet: „Bei den Bestattungen waltet keine Prunksucht. Das allein beachten sie, daß die Leichen berühmter Männer mit bestimmten Holzarten verbrannt werden. Den Scheiterhaufen bepacken sie weder mit kostbaren Gewändern, noch mit Wohlgerüchen: allen folgen ihre Waffen, einigen auch ihr Roß in das Feuer. Den Grabhügel zu errichten, dient Rasen. Der Denkmäler hohe und mühselige Ehre verschmähen sie als drückend für die Geschiedenen. Den Wehklagen und Thränen machen sie bald, dem Schmerz und der Trauer spät ein Ende. Frauen zieme die Klage, Männern treues Andenken.“ Die allgemeine Verbreitung der Leichenverbrennung, welche Tacitus für seine Zeit voraussetzt, ist, wie die Gräberfunde lehren, nicht völlig zutreffend, es findet auch Beerdigung statt.

Bei Franken, Burgundern, Alamannen und Bayern z. B scheint das Verbrennen der Leichen zu keiner Zeit ausschließlich herrschende Sitte gewesen zu sein. Aber auch im nördlichen Deutschland findet sich in römischer Zeit die Beerdigung, ja in einigen Gegenden, so in Ost- und Westpreußen, war sie nach den bisherigen Ergebnissen der Bodenforschung zu Beginn der römischen Epoche überwiegend in Brauch.

Die Ausstattung solcher „Skelettgräber“ ist eine verschiedenartige: die in einer meist 1—1½ m tiefen Grube beigesetzte Leiche wird mit Steinen umstellt und mit Steinplatten oder einer Steinschicht bedeckt (Steinkiste), oder sie liegt in freier Erde, auf einem Brett, einer Sand- oder Lehmschicht. Aeußerlich markiert sich das Grab meist gar nicht (Flachgräber), oder es ist ein Hügel darüber aufgeschüttet (Hügelgräber, Grabhügel, in Süddeutschland in der vorrömischen Zeit sehr häufig, aber

auch noch in römischer und nachrömischer Zeit vorkommend), aus dem bisweilen die um die Leiche gesetzten Steine 0,2—0,4 m hervorragen (Westpreußen). Wo die Leiche in einen Holzsarg oder zwischen Holzbretter gelegt wurde, ist bei der Vergänglichkeit des Materials oft nichts oder doch nur sehr wenig von der Umhüllung zu erkennen. In den Gräbern Süddeutschlands wurden Holz-Särge aus römischer Zeit häufig beobachtet. Eine bestimmte Art des Holzsarges, den sogenannten Totenbaum (s. Abb. 30), kennen wir bereits aus der älteren Bronzezeit.

Solche Totenbäume werden hergestellt, indem man den c. 2—2½ m langen Abschnitt eines kräftigen Baumstammes (meist Eiche) der Länge nach in der Mitte spaltet und die beiden Hälften muldenförmig aushöhlt. Aus römischer Zeit wurden Totenbäume vereinzelt in Pommern und Ostpreußen gefunden.

In ganz Norddeutschland ist der Leichenbrand das Allgemeine und Regelmäßige. Der Tote wird mit Kleidung und Schmuck, oft auch mit den Waffen verbrannt,



Abbildung 43.

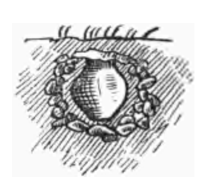


Abbildung 44.

und die gesamten Brandreste legt man in eine Urne. Diese wird wenig tief in die Erde gegraben, und zwar entweder ohne Umhüllung (s. Abb. 43), oder mit einer Steinfassung (s. Abb. 44). Sie steht entweder offen oder von einer Schale, oder einem flachen Steine bedeckt. Oft besteht das Grab nur aus einer Haupturne und dem Deckelgefäß. Die Beigaben, Spangen, Messerchen, Wirtel,

Nadeln, wohlriechendes Harz ꝛc., sind nicht immer durch Brand zerstört, sondern oft unversehrt, wenngleich häufig (absichtlich?) zerbrochen. In diesem Falle liegen sie auf oder neben der Urne.

Die Gräberfelder (Heidenkirchhöfe), in denen die Urnen beigesetzt sind, zeigen oft eine ganz außerordentliche Ausdehnung, wir haben solche Begräbnisplätze, die auf mehrere Tausend Gräber geschätzt werden müssen. Wiederholt fand sich nun inmitten solcher Gräberfelder eine größere, von Steinen eingefaßte Brandstätte, die wahrscheinlich als Opferherd anzusprechen ist. Auch über oder neben einzelnen Gräbern fanden sich Brandspuren geringen Umfanges, ebenfalls wohl die Reste eines Totenopfers.

Die Sorge für den Verstorbenen ist eine außerordentlich pietätvolle. Selbst im Schlachtgewühl gedenkt man des Gefallenen und sucht seinen Körper zu bergen. Die Beisetzung oder die Verbrennung, verbunden mit Gebet und Opfer, ging in feierlich ernster Weise, jedenfalls unter Begleitung einer Reihe von symbolischen Handlungen, von statten. An die Bestattungsfeier schließt sich, wie noch heute in vielen Gegenden Deutschlands, der Leichenschmaus.

d. Kleidung, Schmuck und Waffen.

Als mächtige Gestalten von gewaltigem Gliederbau schildern die Römer unsere Vorfahren. Wir dürfen uns allerdings keine Riesen darunter vorstellen, müssen in Anschlag bringen, daß der Römer von der eigenen zierlichen Statur bei der Beurteilung ausgeht, immerhin aber hatten die Germanen eine Durchschnittsgröße, die kaum

von der heutigen Landbevölkerung unserer größten Stämme erreicht wird.

Durch ihren gewaltigen Leibesbau, ihre Wildheit, den hellen, durchdringenden Blick, die laute, volltönende Stimme und die außerordentliche körperliche Gewandtheit wurden die Germanen der Schrecken ihrer Gegner. Mit Leichtigkeit durchschwimmen sie im vollen Waffenschmuck die reißendsten Ströme und sind unübertrefflich in Anlauf und Sprung. Hunger und Kälte ertragen sie, durch die Rauheit des heimatlichen Klimas von Jugend auf daran gewöhnt, sehr leicht, aber empfindlich zeigen sie sich gegen Hitze und Durst. Daß sie bei lang anhaltenden Strapazen, trotz ihres unwiderstehlichen Ungestümes im Ansturm, schnell ermatten, kann nicht wunder nehmen. Der Drill der römischen Legionssoldaten fehlte ihnen, und es ist eine bekannte, noch bei unseren Truppen täglich zu machende Beobachtung, daß eine zähe Widerstandsfähigkeit des Körpers selbst bei den kräftigsten Leuten nur durch dauernde Uebung erworben wird.

Die Pflege des Leibes durch häufige Bäder war bereits hervorgehoben. Auch das Haar wurde sorgsam behandelt. Nach den Abbildungen der Römer zu urteilen trug der freie Mann es nicht lang herabwallend, sondern soweit geschoren, daß der Nacken frei blieb.

Doch müssen hier Stammesunterschiede vorgeherrscht haben. Als weit später die Franken mit sächsischen Kriegern zusammenstoßen, wundern sie sich über das lang herabwallende Haar derselben. Gallier, die unter Caligula Germanen vorstellen sollen, müssen sich das Haar lang wachsen lassen.

Völlig geschorenes Haupthaar war das Zeichen des Unfreien. Bei den Sueven kämmte man das Haar von allen Seiten nach dem Scheitel zu und band es hier zu-

sammen, so daß ein starker offener Schopf nach dem Nacken zu herabhing. Zum Ordnen diente ein Kamm aus Holz oder Bein, beiderseits oder nur nach einer Seite gezahnt. Infolge der leichten Zerstörbarkeit des Materials sind nur wenige aus den Gräbern zu Tage gefördert. Man färbte das Haar mit einer Seife aus Talg und Buchen- oder Hagenbuchenasche. — Der Bart wurde von mäßiger Länge getragen. Zum Ausziehen von Barthaaren benutzte man kleine bronzene Haarzangen in Form von Pinzetten (s. Abb. 45).



Abbildung 45. Haarzange (1/1).

Die Haartracht der Frauen muß eine verschiedenartige gewesen sein. Römische Abbildungen stellen sie meist in einfachster Form, in der Mitte gescheitelt, das Haar ungeknüpft und ungeflochten über Nacken und Rücken herabwallend, dar. Bisweilen ist es von einem Schleier oder Kopftuche umhüllt. Nun finden sich aber in Frauengräbern sehr häufig schön gearbeitete Nadeln aus Bronze oder Silber, zum Teil mit goldenem Knopf, die der Lage nach nur als Haarnadeln angesprochen werden können. Ihre Anbringung setzt aber ein Aufwinden oder Aufflechten des Haares unbedingt voraus. Vielleicht ist der Brauch derart gewesen, daß — wie später — die Jungfrauen das Haar offen, die Frauen aber es aufgesteckt und dann mit einer solchen Nadel verziert trugen. Ehebrecherinnen wurde das Haar abgeschnitten.

Die Kleidung bestand aus Leinen, Wollstoffen und Pelz. Das Hauptgewandstück war der wollene Mantel, der, an einer Seite offen, auf der Schulter durch eine Gewandnadel, Fibel, zusammengehalten wurde. „Auch Tierfelle tragen sie: die, welche hart am Rhein wohnen, ohne Achtsamkeit, die weiter entfernten mit mehr Wahl, wie ja denn ihnen keine Kultur durch den Handel zugeführt wird. Sie wählen sich die Tiere aus und besetzen die abgezogenen Felle mit anderen buntgefleckten von Tieren, die der äußere Ocean und das unbekannte Meer hervorbringt" (Tacitus). Außerdem trugen die Männer ein eng anliegendes Wams und Beinkleider, die durch einen Riemen oder eine Schnur in der Hüfte festgehalten wurden. Der Brauch eines Beinkleides war indessen nicht allgemein, wir wissen, daß noch viele Jahrhunderte später dieses Kleidungsstück keineswegs von jedermann getragen zu werden pflegte. Daß im Kampfe der Germane Wams und Mantel wohl ablegte, um größere Freiheit der Bewegung zu haben, kann nicht auffallen. Eine Kopfbedeckung in Form der phrygischen Mütze trugen nur die Vornehmen, die Führer. Die Fußbekleidung wird häufig ganz gefehlt haben, sonst bestand sie aus Schuhen, die aus einem Stück Leder geschnitten waren, das sich um den Fuß legte und oben mit Lederösen versehen wurde, durch die man zur Befestigung einen Riemen schnürte. — Die Frauen trugen ein bis auf die Füße reichendes Leinenkleid, das den oberen Teil der Brust und die Arme freiließ, über den Hüften durch einen Gürtel zusammengefaßt und mit bunten Streifen verbrämt war. Es wurde auf der Schulter durch Gewandspangen gehalten. Diese Gewandspangen, jetzt meist aus Bronze, Eisen oder

Silber, haben ihre Form der der römischen Fibula angeglichen und sie in mannigfachster Weise variiert. Sie treten jetzt meist in der Form der Bogenfibel auf. Die Spirale liegt frei, ist von einer Hülse umschlossen oder von einer Platte, deren Breite sich nach der Bügelbreite richtet, bedeckt. Häufig ist der Bügel in der Mitte durch eine halbkreisförmige, kragenähnliche Verzierung, seltener durch eine kreisförmige Ringscheibe unterbrochen. Vereinzelt kommen (kreisrunde) Scheibenfibeln, meist mit emaillierter Platte, vor. — Der Mantel der Frauen

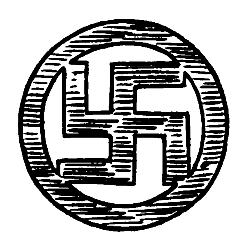


Abbildung 46. Hakenkreuz als Gürtelbeschlag.

entsprach dem der Männer. Ebenso trugen beide Geschlechter Leder- oder Zeuggürtel, die durch, meist eiserne, Schnallen von einfacher Form zusammengehalten wurden. Mit dünnen Bronze- oder Eisenblechen faßte man die Löcher der Gürtel ein.

An Schmuck bietet die römische Zeit keinen übertriebenen Reichtum. Auf diesem Gebiete macht sich wieder ganz besonders der Einfluß des römischen Kunsthandwerkes geltend, ja die meisten Schmuckstücke werden wohl von Italien her importiert sein. Alles Massige ist vermieden, die Gegenstände sind zierlich und von ansprechenden Formen.

Die schweren Hals- und Armringe früherer Zeit fehlen jetzt gänzlich. Jene werden vertreten durch Ketten, die aus Goldperlen, seltener aus Bronze- oder Glasperlen bestehen und durch zierliche Kettenhäkchen zusammengeschlossen werden. Diese, aus Silber oder Bronze gefertigt, bestehen entweder aus einem einfachen dünnen runden Reifen, dessen Enden umeinander gewunden sind, oder es sind Armbänder ohne bedeutendere Stärke, mit Profilen und Ornamenten versehen. Ebenso einfach, meist schlichte, gut gegossene Reifen aus Edelmetall oder Bronze waren die Fingerringe, die zum Teil ähnlich den Armreifen gewunden waren. Sehr feine Arbeit zeigen endlich auch die kleinen Hängezierate von Gold, Silber und Bronze verschiedenster Form, die teilweise als Ohrringe dienten, teilweise aber in nicht mehr genau zu bestimmender Weise wahrscheinlich an dem Gürtel durch Kettchen befestigt oder auf die Halsreifen aufgezogen wurden. Neben flaschen-, kegel-, birnen- und kugelförmigen Zieraten kommen wiederholt solche in Eimer- und Mörserform, als Medaillons, Rädchen u. s. w. vor. — Vom Luxusgerät ist noch der Handspiegel zu erwähnen. Er besteht aus Bronze, auf der Spiegelseite poliert, auf der Rückseite meist mit Ornamenten versehen. Seinen Ursprung verdankt er Italien.

Wenngleich alle die zuletzt erwähnten Gegenstände mit wenigen Ausnahmen Importartikel sind, so müssen sie dennoch unter den deutschen Altertümern mit aufgezählt werden, da sie allgemein in Germanien verbreitet waren. Auch die emaillierten Gegenstände, die sich in allen Gegenden Deutschlands in beschränkter Anzahl vorfinden, sind während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ausnahmslos italische Fabrikate.

Zur Kleidung des Mannes muß die Waffe gerechnet werden. Sie ist sein ständiger Begleiter, mit ihr hat der Knabe sich schon vertraut gemacht, des Jünglings Stolz besteht in ihrer Führung, Ruhm oder Heldentod bringt sie dem Manne. Fortgesetzte Kämpfe der Germanen gegen die römischen Legionen, andauernde Hut

gegen ihre Eroberungszüge machte tüchtigen Brauch des Waffenhandwerks, auch wenn es nicht die Lieblingsbeschäftigung unserer Vorfahren gewesen wäre, einfach zur Notwendigkeit aus Selbsterhaltung, zur Wahrung staatlicher und persönlicher Freiheit. Die Germanen traten wohldisciplinierten und gut bewaffneten Feinden entgegen, und wenn sie anfangs auch wohl im trotzigen Vertrauen auf ihre überlegene Körperkraft und ihren wilden Wagemut verächtlich auf die geordnete Heerführung und die praktische, für damalige Zeit vollendete Bewaffnung der Römer schauten, so mußte der Erfolg der Schlachten doch bald in ihnen den Wunsch nach Verbesserung der eigenen Wehr erregen. Man suchte deshalb von gefallenen oder gefangenen Gegnern oder auf dem Wege des Handels römische Schwerter besonders, die durch ihre Bearbeitung und das bessere Material, aus dem sie gefertigt waren, größere Widerstandskraft, als die heimischen, bewiesen, zu erlangen. So erklärt es sich naturgemäß, daß die Germanen vielfach auch römische Waffen trugen. — Die Hauptwaffe der Germanen war der Speer „mit einer schmalen und kurzen Eisenspitze", Framea genannt, „so scharf und zum Gebrauch so handlich, daß sie mit derselben Waffe, je nachdem es die Umstände erfordern, aus der Nähe sowohl als aus der Ferne kämpfen" (Tacitus).

Derselbe Schriftsteller erzählt, daß der Jüngling zum Zeichen seiner Waffenfähigkeit in der Volksversammlung mit Schild und Framea geschmückt ward. Sie befand sich, wie wir sahen, unter den Gegenständen, die der Bräutigam der Braut bringt. Zustimmung kündet das Volk in der Versammlung durch Aneinanderschlagen der Frameen: „als die ehrendste Art des Beifalls gilt es, mit Waffenklang zu loben."

Die Bewaffnung des Reiters besteht einzig aus Schild und Framea. Außer der Framea, die zum Wurf wie zum Stoß brauchbar war, benutzte man den Langspieß, nur im Nahgefecht verwendbar und nur von wenigen geführt. Im Gefecht scheint nur die erste Reihe mit diesen „unmäßig langen“ Lanzen ausgerüstet gewesen zu sein. — An Eisen war kein Reichtum, nicht jeder konnte sich in den Besitz eines Speereisens setzen. Da half man sich, indem man eine Stange aus festem Holze vorn zuspitzte und durch Anglühen härtete, oder indem man bisweilen auch das Horn des Auerochsen als Lanzenspitze verwendete.

Zu den ältesten Waffen ist außer dem Speer die Keule zu rechnen, eine Naturwaffe, die jeder knorrige Ast bot, die zur Verstärkung im Feuer gehärtet oder mit Eisen beschlagen werden konnte. „Selten brauchen sie Eisen, häufig Knittel,“ erzählt Tacitus von dem norddeutschen Stamme der Aestier. Zu diesen Keulen und Kolben, die bis spät in das Mittelalter hinein sich einer großen Beliebtheit erfreuten, gehört eine, vorzugsweise von den östlichen Stämmen geführte besondere Art, die Cateja, auch Teutona genannt, wahrscheinlich identisch mit der später als Friesische Waffe erwähnten Cletsia, eine Wurfkeule, die, wie der Australische Bumerang, zu dem Werfenden zurückkehrte, wenn sie das Ziel gefehlt hatte. — Diesen Keulen nahe steht die Streitaxt und Wurfaxt. Jene, von verschiedener Form, diente auch als Werkzeug und ähnelt dann unserem Zimmermannsbeile. Die Wurfaxt, oder Franciska (s. Abb. 47), war, wie schon der Name andeutet, eine besonders den Franken eigentümliche Waffe.

Ihre Klinge ist aufwärts gebogen, sodaß die untere Spitze der Schneide noch etwas höher steht als der untere Rand des Axthelmes. Sie hat eine Länge von c. 18 cm und der Stiel, kurz und wenig nach rückwärts gebogen, ist in ihr meist durch ein Schaftloch befestigt.

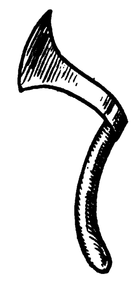


Abbildung 47. Franciska.

Außer Wurfspieß, Keule und Franciska dienten zum Fernkampf **Bogen** (vorzüglich aus Eibenholz) und **Schleuder**. Beide sind als altgermanische Waffen durch die Berichte römischer Schriftsteller sicher bezeugt, wenn auch die Gräberfunde bei der leichten Zerstörbarkeit des Materials außer Pfeilspitzen fast keine sicher zu bestimmenden Ueberreste bieten. Die Pfeilspitzen, von Eisen, Bronze, Knochen oder Feuerstein, mannigfach in ihren Bildungen, sind entweder durch eine Dülle oder durch eine Angel am Schaft befestigt.

Selten führte der Germane ein **Schwert**. Die wenigen erhaltenen Exemplare sind entweder römische Fabrikate, oder sie sind aus dem sogenannten keltischen Schwerte (s. S. 45) hervorgegangen. Bei diesen macht sich die Neigung der Deutschen zur Vergrößerung der Waffe geltend, sie haben eine gleich breite oder blattförmige Klinge von oft über 1 m Länge, sind zwei-

schneidig und laufen in eine Spitze aus. Dieses Langschwert wird *Spatha*[1] genannt.

Nach oben endet das Schwert in einen Dorn, den ein Knopf abschließt. Um den Dorn legt sich eine Holz-, Bast- oder Lederumhüllung, die Handhabe des Griffes. Eine Parierstange vermittelt den Uebergang von Klinge zu Griff noch nicht.

Weit verbreitet dagegen war das *Messer*, der *Sax*. Er kommt in verschiedenen Größen und Formen vor, ist stets nur einschneidig und mit einem breiten kräftigen Rücken und hat seinen Namen von dem Stamme der Sachsen. Der eigentliche Sax zerfällt in drei Arten, eine kurze, dolchartige, von c. 28 cm Länge und einer Breite von c. 3 cm, eine längere, Langsax, c. 50 cm lang und 4 cm breit und endlich den großen Scramasax (scrama=mhd. schram=Schwertwunde, also Kampfmesser im Gegensatz zu Sax als Hausgerät) bis zu 76 cm lang und 6½ cm breit. Letzterer ist das wuchtige von Tacitus erwähnte Kurzschwert der Nordgermanen. Er war in erster Linie Hiebwaffe. — Die Scheide bestand aus Holz oder Leder und war mit Eisen oder Bronze beschlagen oder mit Bast umwickelt.

Diesen Trutzwaffen steht als Schutzwaffe fast einzig der *Schild* gegenüber. Helm und Panzer treffen wir nur bei den Führern vereinzelt. Und auch der Schild war nur leicht, aus Holz, Baumrinde oder Geflecht, bisweilen mit Tierhäuten überzogen, selten mit einem bronzenen oder eisernen Buckel und mit Randbeschlägen versehen, aber trotz seiner Leichtigkeit fest und widerstandsfähig. Viereckige Form des Schildes setzt Cäsars Bericht über den Kampf gegen Ariovist voraus, runde Form bezeugt Tacitus ausdrücklich bei den nördlichen Stämmen. Er

[1] Abbildung 48 bei Hoernes a. a. O.

war von beträchtlicher Größe, deckte den ganzen Mann und wurde, wie uns Tacitus berichtet, bemalt. „Den Schild im Stiche gelassen zu haben, ist die größte Schandthat" (Tacitus). Schwere Ausrüstung, die die Beweglichkeit hinderte, vermieden die Germanen, Tacitus hebt besonders — im Gegensatz zu den schwerbewaffneten Römern — hervor, daß sie infolge der Leichtigkeit ihrer Waffen leicht die Flüsse hätten durchschwimmen können.

Und wie die Bewaffnung des Mannes eine möglichst einfache war, so beschränkte sich auch die Zäumung des Pferdes auf das Notwendigste. Hufeisen, Sattel und Steigbügel sind unbekannte Dinge, nur Kopfzaum mit Trense und Zügel kommen zur Anwendung. Das Pferd spielt bei den germanischen Stämmen eine große Rolle, es wird häufig mit seinem Herrn bestattet, und schneeweiße Rosse, „nie berührt von irdischer Arbeit", werden als weissagende Tiere in den heiligen Hainen gehalten. Schöne Rosse sind begehrte Geschenke, Chatten, Bataver und Tenkterer als Reiter berühmt. Besonders die letzteren genießen großes Ansehen durch die Meisterschaft in der Reitkunst, die schon „das Spiel der Kinder, der Wetteifer der Jünglinge" ist. Großen Reichtum an Pferden hatten die Chauker. Die Tüchtigkeit der germanischen Reiter fand auch bei den Gegnern volle Anerkennung, Cäsar verwendete sie im Kampfe gegen die Gallier und umgab sich selbst mit einer aus ihnen gebildeten Leibwache. In der Schlacht leisteten sie durch schnellen, unerwarteten Angriff sowohl, wie durch geschickte Rekognoscierungsritte tüchtige Dienste. Bei aufgelöster Schlachtordnung kämpften sie mit Fußvolk untermischt, so daß neben jedem Reiter ein Krieger zu Fuß

stand, der selbst die schnellsten Bewegungen des Pferdes dadurch, daß er sich an die Mähne hing, mitmachte. Ja wenn es not that, saßen die Reiter ab, um zu Fuß weiter zu kämpfen. Sueven und Tenkterer hatten ihre Pferde dahin abgerichtet, daß sie an dem Orte, wo der Reiter abgestiegen war, ruhig verharrten.

Beide Eigentümlichkeiten erklären sich aus dem Umstande, daß nicht in der Reiterei, sondern im Fußvolk die Hauptstärke des Heeres lag. Dieses Heer zerfiel in Heerhaufen, deren jeder von einem Gau gebildet wurde. Die Heerhaufen selbst wurden beim Kampfe im offenen Felde keilförmig aufgestellt und innerhalb des Keiles zu Hundertschaften geordnet. Kriegszeichen, Fahnen oder auf Stangen befestigte Tierbilder, die während des Friedens in den heiligen Hainen aufbewahrt wurden, ragten aus jedem Keile hervor. Zum Signalgeben führte man sicher auch Hörner mit, wenn solche auch nicht aus Gräberfunden dieser Zeit bezeugt sind. Denn Trompeten kannte man schon in weit früheren Epochen (s. S. 35).

Die enge keilförmige Aufstellung bot bei dem Angriff große Vorteile: mit gewaltiger Wucht warf sich die geschlossene Masse, nachdem die Wurfgeschosse auf die Gegner geschleudert waren, gegen einen Punkt der feindlichen Schlachtreihe und sprengte sie im ersten Ansturme. Dagegen mußte die Formation verderbenbringend werden, wenn dieser Ansturm mißlang, wenn der Gegner geschickt auswich oder ein zweites Treffen der ersten Reihe zu Hilfe kam. An geordneten Rückzug war nicht zu denken, schon deshalb nicht, weil eine stramme, einheitliche Führung fehlte. Und dieser Mangel machte sich nicht nur

in offener Feldschlacht, sondern auch in dem bei den Germanen sehr beliebten Kleinkriege geltend. Mancher Waffenerfolg wurde durch das nicht gleichmäßige und geordnete Verfolgen des Gegners dem Sieger wieder entrissen. Bei diesen Kleinkriegen war es Taktik, den Feind in ungünstiges, morastiges, schluchten- und waldreiches Gelände zu locken, ihn Tag und Nacht zu umschwärmen und zu beunruhigen, seine Fouragierung zu hindern, kleine Abteilungen abzuschneiden und niederzumachen, um endlich den Ermatteten von allen Seiten plötzlich anzugreifen und zu vernichten. Selbst große Opfer scheute man nicht, um den Gegner durch Entbehrungen zu schwächen. Die Dorfschaften, die er passieren mußte, wurden vernichtet, alle Vorräte, alles Vieh in den Wäldern versteckt. — Eigentliche Reserven kannte man anfangs nicht. Eine hinter den Heerhaufen aufgestellte Wagenburg hatte wohl nicht, wie die Römer meinten, den Zweck, ein Zurückweichen unmöglich zu machen, sondern sie sollte jedenfalls bei einem nötigen Rückzuge als Aufnahmestellung dienen. Doch hier traten im Laufe der Zeit manche Verbesserungen ein. Die Germanen lernten von den Römern in den zahlreichen Kämpfen, viele hatten wohl selbst auch schon unter römischem Kommando gefochten. — Der Feldzugsplan wurde in der Volksversammlung bestimmt, den Schlachtplan setzten die Führer untereinander fest. Von dem Feldherrn, dem Fürsten, wird größte persönliche Tapferkeit verlangt, er soll nicht nur durch seine Stellung, sondern auch durch seine Thaten die anderen überragen. Ein Gefolge, das sich zusammensetzt aus Jünglingen der angesehensten Familien, umgiebt ihn und ist jederzeit zu seinem Schutze bereit. Es

erhält keinen Sold, sondern nur Roß und Framea, Speise und Trank. Kampf und Jagd sind die einzige Beschäftigung dieser vornehmen Leibwache.

Eine Eigentümlichkeit der Deutschen, die den Römern besonders auffiel und ihren Kriegern anfangs großen Schrecken einflößte, bestand darin, den Kampf mit einem Schlachtengesange, dem Barditus, einzuleiten. Tacitus berichtet darüber: „Auch haben sie eine Art Lieder, durch deren Vortrag, von ihnen Barditus genannt, sie den Mut entflammen, während der Gesang selbst als Wahrzeichen für den Ausgang der bevorstehenden Schlacht gilt. Denn je nachdem er klang, drohen oder zittern ganze Heere; auch scheinen jene Lieder weniger in Worten als in Ausbrüchen der Kampflust zu bestehen. Erstrebt wird dabei vorzüglich Rauheit des Klanges und ein gebrochener, dumpfer Ton, indem sie die Schilder an den Mund halten, damit um so voller und mächtiger die Stimme durch die Resonanz anschwelle.“

Die Taktik der Germanen ist durchaus nur auf den Angriff berechnet. Indessen konnten doch Umstände, Notlagen eintreten, die ein Verteidigungssystem bedingten. Daher finden wir in allen Gegenden Deutschlands zum Teil uralte Befestigungswerke, die als Beobachtungsposten, als Zufluchtsstätten bei plötzlich auftauchendem Feinde, als Schutzwehr gegen übermächtige Gegner und als Unterkunft für Weib und Kind, Hab und Gut in Notzeiten dienten. Sie liegen häufig an den alten Verkehrsstraßen, auf denen der Anmarsch feindlicher Truppen am ehesten zu gewärtigen war, oder an Punkten, wo die Gebiete mehrerer Stämme zusammenstießen.

Stets ist die natürliche Beschaffenheit des Ortes aufs umsichtigste zu Verteidigungszwecken ausgenutzt. Wo es anging, wählte man Höhen, die dort, wo eine Besteigung möglich war, befestigt wurden. Einzeln liegende Kuppen erhielten einen Ringwall[1].

---

[1] Abbildung bei Hoernes a. a. O.

Die Befestigung bestand aus einem Erd- oder Steinwalle (bisweilen mehrere hintereinander) mit oder ohne Graben, oder aus einer dichten Hecke. In ebenen Gegenden suchte man die Verteidigungsstellung in sumpfiger, schwer zugänglicher Niederung anzulegen (Sumpf- oder Wasserburg).

Um vor Ueberfällen gesichert zu sein, umgaben einzelne Stämme ihr ganzes Gebiet mit einer Einöde, mit Wall oder heckenartig gezogenem Waldringe.

e. Charakter. Geselliges Leben.

Mehrfach schon mußte Gelegenheit genommen werden, auf einige Charaktereigenschaften unserer Vorfahren hinzuweisen. Hervorstechend, rückhaltlos anerkannt auch von den Feinden, war ihre Tapferkeit, die häufig geradezu zur Tollkühnheit gesteigert wird. Wilde Draufgänger waren die Germanen, die Furcht nicht kannten, denen Feigheit gleichbedeutend mit größter Schmach war. Als einzig ehrenvollen, menschenwürdigen Tod betrachten sie nur den im blutigen Kampfe erlittenen. Nicht Schicksalsglaube trieb sie zu diesem unbeugsamen Mute, sondern die ritterliche Gesinnung, die das ganze Volk beherrschte, die den Kindern schon eingeprägt wurde. Solcher Gesinnung ständige Begleiter sind stets Tapferkeit, Stolz und Treue. Den unbändigen Stolz der Germanen, der Ausfluß ihrer freien Verfassung, ihrer Waffengewandtheit und ihrer Tapferkeit war, lernte bereits Cäsar in seinen Unterhandlungen mit Ariovist, den Usipetern und Tencterern kennen.

Als unter Claudius germanische Gesandte in Rom im Theater auf gewöhnliche Plätze geführt werden und bemerken, wie Parther und Armenier unter den Senatoren sitzen, „gingen auch sie auf eigene Hand ebendahin, indem sie laut rühmten, daß sie weder an Tapferkeit noch ihren sonstigen Verhältnissen nach jenen nachständen“ (Sueton). Ja, bis zum Selbstmorde

kann verletztes Ehrgefühl, Aussicht auf Gefangenschaft u. s. w. führen. Als Augustus die Gesandten der Sigambrer perfiderweise festhielt und in mehrere Städte verteilte, nahmen sie sich das Leben.

Dieser Stolz hat indessen seine Grenzen. Der Germane kennt seine Vorzüge, und er scheut sich nicht, sie im gegebenen Falle selbst nachdrücklich hervorzuheben. Aber sie machen ihn nicht dünkelhaft, nicht blind gegen Dinge und Einrichtungen, die beim Feinde die besseren sind. Er wird nie, nach Art wilder Naturvölker, wo er als Sieger auftritt, der Zerstörer einer höheren Kultur, sondern er sucht sie sich zu eigen zu machen und auf dem Bestehenden weiter zu bauen. Selbst in den schwankenden Kämpfen gegen die Römer verschließt er sich nicht gegen das Gute seiner Gegner.

„Die Germanen achteten, solange Drusus Imperator war, mehr unsre Sitten, als unsre Waffen; nachdem jener dahingeschieden, begannen sie Varus' Wollust und Stolz nicht minder als seine Grausamkeit zu hassen," erzählt Florus.

Die edelste Eigenschaft, welche unsere Vorfahren ziert, ist ihre Treue, die Treue gegen die Sippe, den Gau, vor allen Dingen die Treue des Gefolges gegen den Führer in Kampf und Streit. „Schande ist es und Schimpf für das ganze Leben, lebendig die Schlacht verlassen zu haben, wenn der Fürst gefallen ist. Ihn zu verteidigen und zu schützen und auch eigene Heldenthaten seinem Ruhme zu opfern, ist erste, heiligste Pflicht. Die Fürsten kämpfen um den Sieg, das Gefolge für den Fürsten" (Tacitus). Freundschaften des Vaters und der Verwandten werden von den Nachkommen treu bewahrt, aber auch die Feindschaften. Bezeichnend indessen ist es wiederum für den hohen sittlichen Standpunkt das ausgebildete Rechtsleben der Germanen, daß das Nachtragen solcher Feind-

seligkeiten nicht in Blutrache ausarten muß, sondern daß die rechtliche Sühnung selbst eines Totschlages die Versöhnung verfeindeter Sippen herbeiführen kann.

Von den Römern wird gern die Tapferkeit der Germanen als unbändige Wildheit und brutale Grausamkeit dargestellt, der Treue ihr heimtückisches Benehmen gegen den Feind entgegengehalten. Dabei ist zu berücksichtigen, daß es sich um Berichte der Gegner handelt, die durch ihre Eroberungszüge, ihre wiederholt selbst erzählte Falschheit und Grausamkeit die Germanen aufs äußerste reizten und erbitterten. Gegen solche Feinde gab es keine Rücksicht, keine Schonung. Mit offener, ehrlicher Tapferkeit war nichts auszurichten, den Winkelzügen und Kriegslisten mußte man der Selbsterhaltung wegen Gleiches entgegensetzen, und schnell haben hier die Germanen von den Römern gelernt. Schlauheit und Verschlagenheit war ja schon ausgebildet durch die Erfahrungen der Jagd, und dazu kommt eine natürliche Freude am Ueberlisten des Gegners, die sich in harmloser Weise in der Lust, dem Feinde Märchen aufzubinden, äußert.

Kostbar ist die Geschichte von den Alken, die Cäsar von ihnen erfährt und in gutem Glauben nacherzählt: „Die Alken haben stumpfe Hörner und Beine ohne Gelenkknoten und Gliederung.“ Deshalb können sie sich nicht hinlegen und nicht wieder aufstehen, wenn sie fallen. Um zu ruhen, lehnen sie sich an Bäume. Diese sägen die Germanen an, die Alken fallen mit dem Baume um und sind im Besitze des Jägers!

Noch zwei weitere Untugenden werden den Germanen von den Römern vorgeworfen: Trunk- und Spielsucht. Mag auch hier manch arge Uebertreibung mit unterlaufen, so ist doch sicher, daß unsere Vorfahren ein festfrohes Volk waren, das jede sich bietende Gelegen-

heit zu einem großen Gelage gern benutzte. Nach siegreichen Schlachten, bei Anwesenheit von Gästen, nach Schluß der Volksversammlung, bei der Schwertleite, bei Familienfesten, an den Festen der Götter herrschte ausgelassene Freude, Berg und Thal hallten wider von lautem Jubel und frohem Gesange. Das Trinkhorn kreiste unter allitterierenden Trinksprüchen, politische Dinge wurde verhandelt, Freundschaft geschlossen, Versöhnung gefeiert, Rede und Gegenrede wurde gewechselt, humorvoll, satirisch, und bisweilen schloß wohl, wenn die Gemüter durch den Trank erhitzt waren, Zank und Kampf das froh begonnene Fest. An schauspielartigen Unterhaltungen kannte man bei solchen Zusammenkünften nur den Schwerttanz.

„Junge Männer aus dem Stande der Freien traten, ohne Oberkleid, mit Schwert oder Speer bewaffnet, wie im Kampfe, zu einem künstlichen Reigen an und ergötzten die Zuschauer durch Geschicklichkeit und Schönheit der Bewegungen in dem gefahrvollen Spiele. Das Vergnügen, der Beifall der versammelten Menge war den Ausführenden einzige Belohnung."

Welcher Art die Glücksspiele (Würfelspiele) waren, denen die Germanen so gerne oblagen, ist uns nicht bekannt. Die Leidenschaft war so groß, daß bisweilen der Spieler nicht nur Hab und Gut, sondern sogar die eigene Freiheit verlor, daß er Knecht des Gewinnenden wurde. Solche Knechte pflegte man nicht gern zu behalten, sondern versuchte sie durch Handel fortzuschaffen, „um auch sich selbst von der Scham über den Sieg loszumachen" (Tacitus). — Weit bedenklicher allerdings als diese Untugenden war die unleidliche Sondersucht der einzelnen Gaue. Sie sehen ruhig mit an, wie der Nachbar von den Römern bekriegt wird, ohne dem Stammesgenossen zu Hilfe zu eilen. Erst wenn die eigene Grenze

gefährdet wird, greift man zu den Waffen. Wiederholt bekämpfen sich die einzelnen Gaue sogar untereinander, und Räubereien gelten nicht als schändlich, „wenn sie außerhalb des Gebietes der betreffenden Gemeinde vorfallen — sie geschehen, um die Jugend zu üben und die Trägheit zu mindern!“ (Cäsar.)

Berühmt ist die Gastfreundschaft der Germanen, sie hielten offenes Haus und freuten sich, einen Gast, gleichviel ob Bekannten oder Fremden, beherbergen und bewirten zu können. Solange ein Fremder im Hause weilte, stand er unter dem Schutze des Hausherrn, er war unantastbar. Denn das Gastrecht wurde heilig gehalten, es zu verletzen, galt als schändlich.

f. Götterglaube.[1]

Die Germanen kennen keine Tempel, in freier Natur, unter den Wipfeln der Bäume verehren sie ihre Götter.

Einen heiligen Hain erwähnt Tacitus auf einer Insel des Oceans, Nerthus, die Mutter Erde, wird in ihm verehrt; ein anderer liegt in Ostgermanien, im Lande der Nahanarvalen, in dem ein Priester in weiblicher Tracht fungiert. Vor der Schlacht bei Idistaviso kommen mehrere germanische Stämme in einem dem Herkules (Donar?) geweihten Haine zusammen.

In diesen Hainen, die in allen Gegenden sich fanden, wurden die Feldzeichen und wahrscheinlich auch die Siegestrophäen aufgehängt, Irminsäulen, hochragende Baumstämme, dem Irmin (Ziu) geweiht, bei einigen Stämmen errichtet. Geheiligte weiße Rosse und Rinder werden in ihnen erwähnt. Priester oder Priesterinnen walteten des heiligen Dienstes. Näheres wissen wir allerdings über sie nicht, wie überhaupt alle Nachrichten über

[1] Ausführliche Darstellung bei Kauffmann, Deutsche Mythologie. Sammlung Göschen Nr. 15.

Religion und Kultus bei den Germanen höchst mangelhaft und unsicher sind.

Die Götter, die man in den heiligen Hainen verehrte, waren vornehmlich Wotan, Donar und Ziu.

Wotan, im Norden Odin genannt, ist der Allvater, der Allschaffende, Gott des Lichtes und der Luft. Er ist der Grübelnde, Sinnende, der die ewigen Rätsel des Weltalls, die Geheimnisse des Schicksals zu ergründen trachtet, gleichzeitig aber auch der Kriegerische, Begeisterung Erweckende, der Sieg verleiht. Seine Töchter, die Walküren, die Schlachtenjungfrauen, führen den, der nicht den „Strohtod“, sondern den Tod im Schlachtengetobe starb, hinauf gen Walhalla, Wotans Saal. Donar, im Norden Thor, der Donnergott, ist der Gott des Ackerbaues, wie überhaupt der menschlichen Kultur. Er führt den Wurfhammer, mit dem er die dem Menschen feindlichen Gewalten tötet. Unser „Donnerstag“ ist nach ihm genannt. Ziu oder Tiu, Er oder Irmin (der Erhabene) oder Saxnot ist der Kriegsgott. An ihn erinnert unser „Dienstag“ (Ziuwes-tac), und in Bayern der Erchtag (Eri-tac) = Dienstag.

Auf Helgoland wurde von den Frisen ein Gott Fosete oder Foseti verehrt. Unter den Göttinnen ist die vornehmste Frigg, Berchta (die Glänzende) in Bayern, Frau Holle in Mittel- und Norddeutschland genannt. Im Februar wurde ihr Fest gefeiert. Nerthus (Hertha), die Nährerin, die „Mutter Erde“ wurde an der Ostsee verehrt. Ostara ist die Frühlingsgöttin.

Neben diesen Gottheiten gab es noch eine große Reihe anderer überirdischer Wesen, Riesen, Zwerge und Elfen, die Berge und Klüfte, Büsche, Quellen, Seen, Sümpfe u. s. w. bevölkerten und in unzählige Märchen und Sagen verwoben waren, mit welchen unsere Ahnen ihr Leben poetisch ausschmückten. Bei einem Volke, das sich nicht einschloß hinter graue Festungsmauern, das in Wald und Feld aufwuchs und sein Dasein verbrachte, ist solch

inniger Zusammenhang mit der Natur, auf deren Segen es angewiesen war, selbstverständlich. Seine ganze Lebensweise ist von dem Wechsel der Jahreszeiten abhängig, in der Natur erkennt es die höheren Mächte, an ihren Wenden feiert es daher auch seine höchsten Feste: zur Zeit der Sonnenwenden, wenn der Frühling über den Winter siegte, und wenn des Herbstes Segen in den Scheunen geborgen war.

Noch heute erinnern viele Volksbräuche an diese alten Feste: die Osterfeuer in Mittel- und Norddeutschland, Scheinkämpfe zwischen Winter und Frühling in den Rheingegenden (Ostern), Johannisfeuer in Oberdeutschland (Sommersonnenwende), Leonhardi-Fahrten und -Ritte in Oberdeutschland (6. November). Zur Zeit der Wintersonnenwende, des fröhlichen Julfestes, der Wiederkunft der Götter, wurde früher bei Nordgermanen der Winterriese auf einem Scheiterhaufen, dem Julblock, verbrannt.

Alle diese Feste, mit denen die Feiertage übrigens nicht erschöpft sind, wurden mit Opfern und Gelagen begangen.

Ueber die Art der alten Opfer Auskunft zu geben, ist unmöglich. Römer berichten von Menschenopfern, die in das Gebiet der Fabel zu gehören scheinen. Tiere, Getreide und andere Lebensmittel sind eher als Opfergaben anzusprechen. Fast in allen Gegenden Deutschlands findet man heute noch Roßtrappen und Schalensteine, Blutsteine, Trudensteine, Opfersteine, Gellensteine 2c., die (später bisweilen mit einem oder mehreren Kreuzen versehen, damit der alte Spuk von ihnen vertrieben wird) nach der Volksüberlieferung mit heidnischen Opferstätten in Verbindung gebracht werden, doch nur selten vermögen stichhaltige Gründe diese Tradition zu stützen.[1]

---

[1] In den „Protokollen der Generalversammlung des Gesamtvereins der Deutsch. Geschichts- und Altertumsvereine“ 1896 veröffentlicht Dr. Florschütz die Ergebnisse einer von dem Gesamtverein veranlaßten Rundfrage über prähistorische Kulturstätten. (S. 104.)

Bei unserer Landbevölkerung spielt heute noch der Aberglaube eine große Rolle, besonders die Art des Aberglaubens, die aus der Sehnsucht des Menschen, die Zukunft zu ergründen, hervorgeht. Viele von diesen Dingen sind uraltes Volksgut, die in heidnischer Vorzeit ihren Ursprung haben. Es ist schon erwähnt worden, daß man den Frauen eine prophetische Begabung beilegte. Einige besonders erfreuten sich großen Rufes und standen in hohem Ansehen, so Velleda aus dem Volke der Brukterer, die den Kämpfen des Civilis einen glücklichen Ausgang vorhergesagt hatte. Die Art, wie man sonst die Zukunft zu schauen versuchte, war eine mannigfache. Das Wiehern und Schnauben der heiligen Pferde hatte eine besondere Bedeutung, Vogelflug und Vogelruf wurde beobachtet, die Mondphasen standen in Verbindung mit dem menschlichen Schicksale, bestimmte Bäume wurden heilig gehalten, aus dem Rauschen ihrer Krone vielleicht die Zukunft erlauscht, oder es ward durch Loswerfen der Schleier des Schicksals gelüftet.

Stäbchen mit Runenzeichen bedeckt, wirft der Priester oder das Familienoberhaupt selbst auf ein weißes Gewand. Dann spricht er ein Gebet, richtet die Augen gen Himmel und nimmt drei Stäbchen auf. Die eingeritzten Runen geben Antwort, ob das beabsichtigte Vorhaben von Glück begünstigt oder unglücklich sein wird. Gegen günstigen Bescheid allerdings ist man mißtrauisch: in diesem Falle wird die Zuverlässigkeit durch abermaliges Loswerfen geprüft.

Aus dem Rollen des Donners tönt die Stimme des zürnenden Gottes, und wenn Hagel auf die Erde niederprasselt, erkennt man daran ebenso den Zorn der Himmlischen: eine begonnene Schlacht wird abgebrochen, eine beabsichtigte Unternehmung aufgegeben.

Auch der Zweikampf dient dazu, die Zukunft, den

Ausgang eines Krieges zu künden. „Aus dem Volke, welchem der Krieg gilt, suchen sie einen Gefangenen aufzugreifen; diesen lassen sie dann mit einem aus der Mitte ihrer Landsleute Gewählten kämpfen, jeden mit seinen heimischen Waffen. Der Sieg des einen oder des anderen wird als Vorspiel der Entscheidung angesehen" (Tacitus).

g. Staats- und Rechtsleben.

Bei Beginn unserer Zeitrechnung bemerken wir in Germanien Wandelungen und Aenderungen auf dem Gebiete der Verfassung. Die Grundlage des Staatverbandes bildet vorwiegend der Gau, der sich nach unten in Dorf- und Höfergemeinden gliedert. In letzteren sind die vollfreien Grundbesitzer mit ihrer Familie und ihren Unfreien abermals als selbständige Faktoren zu rechnen. Mehrere Gaue zusammen machen eine Völkerschaft aus, z. B. Cherusker, Ubier, Tencterer u. s. f. Endlich können wiederum mehrere Völkerschaften zu Völkerschaftsverbänden zusammentreten.

Die Anfänge dieser Einrichtung gewahren wir bereits zu Beginn der römischen Zeit, z. B. bei den Sueven, „in eigentümliche Völkerschaften auch dem Namen nach geschieden", die, „desselben Blutes", ein gemeinsames Heiligtum besitzen, das sie zu gewissen Zeiten behufs gemeinsamer Opfer und religiöser Weihen durch Gesandtschaften beschicken.

Solche Völkerschaftsverbände sind indessen noch sehr selten, ebenso wie auch ein festeres Gefüge der Völkerschaft selbst jetzt erst vereinzelt auftritt. Trotzdem mußte die Entwickelung des Volkes immer mehr zu engerem Zusammenschluß durch Kriegsnot und Bevölkerungszunahme drängen, die Zeit der Völkerwanderung schon wird uns ein ganz anderes Staatenbild zeigen, als die römische Zeit.

Der Gau, der sich aus dem Geschlechter- (Sippen-) Verbande entwickelt hat, ist schon zu Cäsars Zeit der allgemein verbreitete Staatsverband. Die Volksversammlung (Thing) hat in jedem Gau die oberste Gewalt, an der Spitze steht mit beschränkten Befugnissen ein König oder Graf. Die Verfassung bleibt also trotz des Königs immer eine republikanische.

Der Unterschied zwischen einem Gaukönig und Gaugrafen ist kein bedeutender, die Funktionen beider sind fast dieselben. Gaue, die einen König an ihrer Spitze haben, wählen diesen aus dem ältesten und angesehensten Geschlechte auf Lebenszeit. Die Königsgeschlechter leiten ihren Ursprung von den Göttern her und genießen großes Ansehen und große Verehrung bei ihren Stammesgenossen, vorausgesetzt immer, daß sie durch Tapferkeit und Weisheit sich auszuzeichnen nicht verlernt haben. Zum Gaugrafen dagegen kann jeder Vollfreie gewählt werden, wenngleich wahrscheinlich auch hier Mitglieder des Volksadels, d. h. der älteren und begütertsten Geschlechter der Vollfreien, bevorzugt wurden.

Die Befugnisse des Königs wie des Grafen bestanden in dem Rechte, außerordentliche Volksversammlungen zu berufen, alle Versammlungen zu leiten und den Rechts- oder Schiedsspruch nach dem Willen der stimmberechtigten Vollfreien abzugeben. Denn nur diese, und zwar wahrscheinlich von diesen nur die Grundeigner, haben in der Volksversammlung, zu der sie bewaffnet erscheinen, Wort und Stimme.

Solche Versammlungen fanden, soweit sie nicht, wie angeführt, besonders einberufen wurden, regelmäßig bei Vollmond oder Neumond nach einer bestimmten Anzahl von Nächten (nach diesen, nicht nach Tagen rechneten die Germanen) statt. Sie waren gleichzeitig religiöse, Opferversammlungen und wurden wahrscheinlich durch heilige Handlungen des Priesters eröffnet und geschlossen.

Ueber Krieg und Frieden wurde auf ihnen Beschluß gefaßt, Grafen- oder Königswahl und Feldherrnwahl vorgenommen, Streitigkeiten zwischen einzelnen Gemeinden entschieden und schwere Verbrechen gesühnt. Die Verhandlungen fanden öffentlich statt in heiligen Hainen, unter einem heiligen Baume oder sonst auf einer geweihten Stelle. Rings um die Beratenden stand das Volk, Beifall durch Waffenklang kundgebend. Selbst die Frauen waren mit anwesend, nach den Beratungen verlief die Volksversammlung in ein allgemeines Volksfest.

Weniger wichtige Angelegenheiten verhandelte man in der Gemeindeversammlung, also Zwistigkeiten zwischen einzelnen Sippen, leichtere Vergehen u. s. w.

Das Volk gliederte sich in Vollfreie, Freigelassene und Unfreie. Zu den Vollfreien, die allein im Besitze sämtlicher staatsbürgerlichen Rechte waren, gehörten, wie erwähnt wurde, auch die Königs- und Adelsgeschlechter. Sie waren Grundbesitzer, oder richtiger, sie hatten, entsprechend ihrem Ansehen, Anspruch auf einen bestimmten Teil des Grund und Bodens eines Gaues. Denn das Sondereigen war ursprünglich ein beschränktes. Eigentlicher Besitzer alles Bodens war der Gau an sich, durch ihn, durch die Volksversammlung, wurde die Verteilung an die Berechtigten vorgenommen.

Jeder Gau war durch Allmende, d. h. Gemeinbesitz am Grund und Boden, Weidetrift, und Grenzwald umgeben. Zur Allmende gehörte außerdem alles Land, das zur Zeit entsprechend der Ackerverteilung durch den Gau brach lag.

Die Unfreien, ursprünglich nur Kriegsgefangene, dann durch Abstammung, Strafe (Schuldknechtschaft, Un-

fähigkeit eine Vertragsschuld oder Geldbuße zu bezahlen) oder Spiel (s. S. 88), sind vollkommen rechtlos und stehen nur unter dem Schutze guter Sitte und hergebrachten Brauches. — Zwischen den Gemein- oder Vollfreien und den Unfreien stehen die Freigelassenen. Sie standen familien- und vermögensrechtlich den Gemeinfreien gleich, hatten aber keine staatsbürgerlichen Rechte.

Geschriebene Gesetze kannte man nicht. Der Rechtsspruch war abhängig von der jeweiligen Gesinnung der Volksversammlung, durch moralische Ueberzeugung, sittliche Anschauung, und nicht durch streng juristische Definition beeinflußt. Daher erklärt sich auch die Abneigung und der Haß der Germanen gegen die Tifteleien und Spitzfindigkeiten der römischen Juristerei, die sie nicht verstanden, der Fanatismus, mit dem sie nach der Varusschlacht gerade die römischen Advokaten verfolgen. Einige allgemeine Abstufungen in der Bestrafung hielt man zwar inne, wenn sie auch in jedem einzelnen Falle erheblichen Schwankungen unterworfen gewesen sein mögen. Verräter und Ueberläufer wurden aufgehängt, Feiglinge und solche, die eines schändlichen sittlichen Verbrechens sich schuldig gemacht hatten, versenkte man in Moor und Sumpf und warf eine geflochtene Hürde darüber. Auch auf Verstümmelung konnte erkannt werden, oder der Verbrecher wurde auf ewige Zeiten des Landes verwiesen.

Und wie sehr ein Rechtsspruch auch bei anderen Stämmen heilig gehalten wurde, geht aus einem Berichte des Dio Cassius hervor: „Als Domitius einige vertriebene Cherusker durch Hilfe anderer wieder in ihr Land zurückführen wollte, mißglückte ihm dies und hatte zur Folge, daß auch die anderen Barbaren die Römer verachteten.“

Im übrigen bestand die Strafe — selbst Totschlag

konnte dadurch gesühnt werden — in der Entrichtung einer bestimmten Anzahl von Pferden, Kühen und Schafen. „Ein Teil der Buße gehörte dem Könige oder der Gemeinde; ein Teil wird dem, zu dessen Gunsten das Gericht einschreitet, selbst oder seinen Verwandten gezahlt" (Tacitus). Der Rechtsspruch erfolgt, wie erwähnt wurde, durch den König oder Grafen, der mit den zur Volksversammlung erschienenen vollfreien Grundbesitzern zu Gericht sitzt. — Fehlten die Zeugen bei einem Verbrechen, so konnte der Angeklagte durch ein Gottesurteil sich reinigen, d. h. er vertraute seine Rechtfertigung dem Ausgange eines Zweikampfes, zu dem er mit dem Kläger antrat, oder er nahm die Los-, Feuer- oder Wasserprobe auf sich. Der Freie konnte sich auch durch Eid und Eideshelfer reinigen.

h. Handel und Erwerb.

Schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt führten drei große Handelswege von Süden und Westen her durch Germanien. Der eine lief von Gallien her über den Rhein bis über die Elbe hinaus, der zweite vom Adriatischen Meere über die Alpen und die Donau im Weichselthale abwärts. Der dritte endlich führte vom Schwarzen Meere aus nordwärts. Den genaueren Straßenlauf festzustellen, ist nicht möglich, ebenso wie wir aus den späteren Jahrhunderten nur Spuren von Wegeanlagen verfolgen können, obgleich anzunehmen ist, daß zur römischen Kaiserzeit Germanien bereits von einem ausgedehnten Straßennetz durchzogen war. Ueber die Anlage und Unterhaltung von Wegen in Deutschland sind wir ebensowenig unterrichtet. Als Längenmaß diente einzig die Be-

rechnung nach Tagemärschen. Je mehr die Römer den germanischen Grenzen näher kamen, um so zahlreicher werden naturgemäß die Straßen, welche über die Alpen und von Gallien aus dem Rheine zu führen. Beschritten römische Heere deutsches Gebiet, so suchten sie schleunig gute Heerstraßen dort anzulegen, einmal um die Nachführung von Proviant zu erleichtern, dann aber auch um sichere Rückzugslinien zu haben. Es ist wahrscheinlich, daß die Römer, wo es anging, bereits vorhandene Wege benutzten, die sie dann für ihre Zwecke verbesserten.

Charakteristisch für die zahlreichen Römerstraßen, die wir in Germanien nachweisen können, ist, daß sie, als strategische Anlagen, möglichst auf den Höhenzügen entlang laufen und die Ebene vermeiden. Sie haben einen gut gepflasterten und leicht gewölbten Unterbau, wo Steinmaterial zu beschaffen war und die Oertlichkeit eine solche Anlage zuließ. In Niederungen, sumpfigen Gegenden ꝛc. (so besonders am Niederrhein und in Norddeutschland) baute man dammartige Wege (agger) mit Holzunterlage (Bohlwege).

Diese Straßen wurden natürlich auch von den römischen Händlern benutzt, die zahlreich ihre Ware in Germanien abzusetzen suchten. Sie brachten den Römern die erste Kunde von unseren Vorfahren, und es scheint nur selten vorgekommen zu sein, daß ihre Freiheit und ihr Leben in Deutschland gefährdet wurde.

Brachten die Römer, wie wir sahen, vornehmlich eherne Gerätschaften, Schmucksachen, Perlen, Glas, Wein u. s. w., so tauschten sie von den Germanen dagegen ein: Gänsedaunen, die, aus Deutschland stammend, in Rom besonders geschätzt und mit 5 Denaren (c. 80 ₰) das Pfund bezahlt wurden; Schinken (besonders berühmt war damals schon der aus dem Gebiete der Marser, des heutigen Westfalen; er wurde bis nach Kleinasien mit-

geführt und kostete dort im Jahre 303 pro röm. Pfund 20 Denare); Mohrrüben (eine Lieblingsspreise des Kaisers Tiberius); wilde Tiere für den römischen Cirkus, Pelzwerk, das goldblonde Haar der deutschen Frauen, mit dem römische Damen mit Vorliebe sich schmückten, und vor allen auch jetzt wieder Bernstein. Er wurde in Rom als Räucherwerk, Medizin und Schmuck verwendet. Am gesuchtesten war der von gleichmäßig rötlicher Farbe. Stücke bis zu 13 Pfund Schwere wurden nach Rom gebracht. — Der Handel war also fast ausschließlich Tauschhandel. Geld als Zahlungsmittel fand nur bisweilen erst Anwendung, und zwar zunächst bei den der Grenze am nächsten wohnenden Stämmen.

Eine gewisse Erfahrung, oder — bei dem schwankenden Feingehalt der römischen Münzen — ein berechtigtes Mißtrauen macht sich indessen schon geltend: die Germanen bevorzugen die alten, ihnen lange bekannten Münzen und nehmen lieber Silber als Gold. Tacitus giebt als Grund an: weil sie gewöhnliche und billige Ware einhandeln, die Silbermünze ihnen also bequemer ist. Wahrscheinlich werden sie aber wohl auch beim Einwechseln des Goldes üble Erfahrungen gemacht haben.

Die Schiffahrt der Deutschen war noch auf niedriger Stufe begriffen. Segelschiffe kannte man nicht, sondern nur steuerlose Ruderböte. Plinius sowohl, wie Vellejus Paterculus berichten, daß man ausgchöhlte Baumstämme als Kähne benutzt habe, nach ersterem hätten einige solcher Boote bis zu 30 Mann zu tragen vermocht. Tacitus beschreibt die Schiffe der Suionen folgendermaßen: „Die Gestalt der Schiffe hat das Unterscheidende, daß auf beiden Enden ein Schnabel seine Spitze vorsteckt, stets zum Anlaufen bereit. Weder Segel nehmen sie zur Hilfe, noch versehen sie die Seiten mit festen Ruderbänken. Die Ruder sind, wie es auf einigen Flüssen üblich ist, lose,

und abwechselnd, wie es die Umstände erfordern, bald auf dieser, bald auf jener Seite wird gerudert." Jedenfalls haben wir unter diesen Kähnen schon solche aus Schiffsplanken gezimmerte und mit einem Kiele versehene zu verstehen, wie sie aus den Moorfunden bekannt sind. Die ausgehöhlten Baumstämme mochten noch lange Verwendung finden, daneben aber war die vollkommenere Art des Kahnes bereits bekannt. Zum Uebersetzen eines römischen Heeres über den Rhein, wozu die Ubier Cäsar eine große Anzahl von Schiffen zur Verfügung stellen, zu seeräuberischen Streifzügen, wie sie die Chauker nach der gallischen Küste hin unternahmen, dürften die einfachen Holzmulden kaum tauglich gewesen sein.

Die Frage, ob unsere Vorfahren damals schon Bergbau getrieben haben, muß verneint werden. Die uralten Bergwerksanlagen in den Alpenländern waren keltischen Ursprungs. Von germanischen Stämmen nennt Tacitus nur die Gotiner als „Eisengraber". Da indessen zahlreiche Gußformen aus Bodenfunden vorliegen, so muß man annehmen, daß die Germanen das Rohmaterial auf dem Handelswege bezogen und es selbständig verarbeiteten. — Salz bot die See oder salzhaltige Quellen, die ob ihres Nutzens besonders heilig gehalten, nahe dem Sitz der Himmlischen gelegen betrachtet wurden.

Wiederholt finden um ihren Besitz heftige Kämpfe statt, so im Jahre 59 n. Chr. zwischen Hermunduren und Chatten an der Werra und später zwischen Burgundern und Alamannen an der fränkischen Saale.

Zur Gewinnung des Salzes wurde das Wasser über brennendes Holz gegossen.

i. Schrift und Lied.

Die Moral der deutschen Frauen wurde durch Liebes-

briefe nicht gefährdet — so erzählt uns Tacitus. Der Germane konnte eben noch nicht schreiben, wenngleich die ersten Anfänge einer Buchstabenschrift schon bekannt gewesen sein müssen. Losstäbe z. B. wurden mit Runenzeichen versehen. Die Runen in ihrer ältesten Form sind gemeingermanisch, d. h. sie finden sich bei allen Stämmen als Schriftzeichen, ohne aber germanische Erfindung zu sein. Es liegen ihnen die römischen Buchstabenformen zu Grunde, die nur aus Nützlichkeitsrücksichten eine Aenderung erfuhren. Da man die Runen in Holz schnitt, so suchte man in Rücksicht auf die Struktur des Holzes rechtwinklig zusammenstoßende und gebogene Linien möglichst zu vermeiden. Völlig ausgebildet wurde die Runenschrift indessen erst gegen Ende des zweiten oder zu Anfang des dritten Jahrhunderts, und auch dann ist sie zu umfassenderen Aufzeichnungen wohl nur selten verwendet worden. Sage und Lied wurden nicht schriftlich überliefert, sondern sie lebten fort im Gedächtnis des Volkes, von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbend. So sang man von den großen Helden, so feierte man die Götter im Liede, so wurde vielleicht der Schwerttanz von rhythmischem Gesangsvortrage begleitet. Leider ist nichts von den alten Liedern erhalten — nur annehmen dürfen wir, daß sie im Stabreim gedichtet waren.

2. Die Zeit der Völkerwanderung.

a. Staats- und Rechtsleben.

Die Geschichte pflegt den Beginn der Völkerwanderung in das Jahr 375 zu setzen. Drei Jahre vorher waren hunnische Reiterscharen über die Wolga in die sarmatische Tiefebene eingedrungen und veranlaßten durch ih

schnelles siegreiches Vorgehen eine Reihe von tiefgehenden Erschütterungen, gaben sogar vorübergehend der mittel- und südeuropäischen politischen Konstellation ein völlig verändertes Ansehen, indem sie die erbittertsten Gegner, Germanen und Romanen, zu einem Bündnisse zwangen, das auf den Katalaunischen Feldern die Hunnenmacht brach. — Die deutsche Kulturgeschichte muß diese Epoche der Unruhen und Wirrnisse wesentlich früher beginnen. Sie hat mit dem Augenblicke einzusetzen, wo die Macht des Römerreiches sichtlich zu sinken beginnt, wo die Germanen aufhören, hauptsächlich auf die Abwehr sich zu beschränken, sondern wo deutsche Stämme fast unausgesetzt im Westen, Süden und von Osten her angriffsweise und mit nachhaltigem Erfolge die römischen Provinzen bedrohen. Will man ein bestimmtes Jahr nennen, so erscheint 248, das Jubeljahr des tausendjährigen Bestehens des römischen Reiches, passend, denn thatsächlich geht es mit des Weltreiches Macht von dieser Zeit an ständig abwärts. In Rom wechseln in schneller Folge die Kaiser, hingemordet zum größten Teil. Ihre Heere können sich nicht mehr allein aus Mannschaften römischer Provinzen rekrutieren, in großer Zahl werden Germanen als Söldner eingestellt, Germanen sind zahlreich in ganz Italien als Sklaven verbreitet, Germanen dringen aber auch ein in sämtliche Stellungen des Reichs, sie sitzen mit im Senat und in den Gerichten, sie führen im römischen Kriegsgewande die Soldaten zum Kampfe. Rom ist politisch wie sittlich zerrüttet, und nur die Erbschaft aus einer großen Zeit hilft ihm, den Grenzkampf, der jetzt mehr und mehr zum Verzweiflungskampfe wird, noch zwei Jahrhunderte mühselig zu bestehen.

Während dieser Zeit ändern sich auch in Germanien die politischen Zustände wesentlich. Schon in der vorigen Periode konnten wir beobachten, wie die ersten Anfänge zu Völkerschaftsbündnissen gemacht wurden, wie die einzelnen Gaue sich zusammenschließen. Diese Bewegung macht jetzt bedeutende Fortschritte. Viele der Namen kleiner Stämme, die Tacitus anführt, sind völlig verschwunden und die Namen großer Verbände an ihre Stelle getreten: Franken, Alamannen, Burgunder, Thüringer, Sachsen, Friesen, Langobarden, Goten. Dieser engere Zusammenschluß wurde notwendig, wenn man den römischen Angriffen kraftvoll widerstehen, oder selbst mit Erfolg angreifen wollte, er ergab sich aber wohl auch daraus, daß einige Stämme andere an Macht und Kraft weit überflügelten und diese zum Anschluß zwangen.

Das Königtum wird jetzt vorwiegend, nur die Sachsen und Friesen bleiben noch bei der alten Gauverfassung mit Gaugrafen an der Spitze. Thatsächlich ist der Unterschied zwischen Grafen und Königen in Bezug auf Machtbefugnisse kein großer, aber dadurch, daß der König stets dem edelsten Geschlechte entstammt, wird das Königtum als das hervorragendere, vornehmere empfunden.

Die Wahl des Königs geschieht nicht durchgängig auf Lebenszeit. „Allgemein wird bei den Burgundern der König Hendinos genannt. Er muß nach alter Sitte sein Amt niederlegen, wenn das Kriegsglück sich gegen ihn erklärt hat, oder der Boden eine reichliche Ernte verweigert hat“ (Ammianus Marcellinus). Auch dort, wo das Königtum, wie in den Gauen der Alamannen, solchen Wandlungen nicht unterworfen war, besaß der König keineswegs autokrative Gewalt. Er ist nur der oberste Leiter des Volkes, der oberste Richter und meist der Heerführer, bleibt in seinen Maßnahmen und Anordnungen aber stets abhängig von den Beschlüssen der Volksversammlung.

Das Volk wacht ängstlich darüber, daß er in gefahrvollen Lagen zumal nichts voraus hat.

Das Gefüge der Völkerschaftsverbände war zum Teil noch ein sehr lockeres, Gauverfassung und Gaukönigtum bleiben noch lange bestehen und behalten ihre Bedeutung für die innere und äußere Politik. Selbst der Kampf gegen die Römer wird öfter noch von einem Gau allein geführt. Nur wenn die äußerste Not dazu treibt, schließen sie sich enger aneinander und wählen gemeinsame Oberhäupter. Zur Zeit der Schlacht bei Straßburg zerfällt das alamannische Gebiet noch in zehn Gaue mit Königen an der Spitze, zum Kampfe führen sie ihre Heere zusammen und wählen zwei von den Königen, „die es an Macht den anderen zuvorthaten", zu Oberfeldherren. 496, in der Schlacht bei Zülpich, stehen sämtliche Alamannen unter einem Volkskönige. Hier, wie bei den meisten anderen deutschen Stämmen, gehen die kleineren Verbände mehr und mehr in den größeren auf. Damit erstarkt die Königsgewalt, während andererseits die Bedeutung des alten Volksadels zurückgeht. Von jeher nicht zahlreich, schrumpft er nummerisch noch mehr zusammen dadurch, daß seine Mitglieder altem Herkommen gemäß stets die ersten in der Schlacht sind, also auch am ersten den feindlichen Geschossen erliegen. Mit ihnen aber sanken die berufensten Wächter der alten Volksfreiheit, und wo sie nicht selbst unbedingt in den Dienst des Mächtigeren, des Königs sich stellten, fanden sich ehrgeizige Freigelassene oder Freie, die in die Gefolgschaft des Königs traten und auf Tod und Leben sich ihm versprachen. Diese neuen Königsdiener aber, an Alter und Ansehen ursprünglich weit hinter dem Adel zurück, wachsen mit

dem Steigen der Königsmacht an Bedeutung, werden als treue Helfer und Wächter des Fürsten die ersten Beamten des Staates und eine neue einflußreiche und bedeutungsvolle Volksklasse geht aus ihnen hervor: der Beamten- oder Dienstadel. Während der Zeit der Völkerwanderung bleiben diese Verhältnisse noch in der Entwickelung in Deutschland, ebenso wie die Königsmacht noch nicht zu voller Entfaltung kommt, erst in der nachfolgenden Periode sehen wir sie völlig ausgestaltet.

In der Rechtsauffassung tritt keine wesentliche Veränderung gegen die frühere Epoche ein. Das Recht bleibt germanisch, von dem römischen völlig unbeeinflußt. Charakteristisch ist auch jetzt, daß der Freie jedes Verbrechen durch Erlegung einer bestimmten Buße sühnen kann. Nur im Unvermögensfalle oder wenn das ganze Volk durch das Verbrechen geschädigt wurde, trat Leibesstrafe oder Verbannung ein. Durch die nähere Berührung mit den Römern, durch Unterwerfung römischer Provinzen machte sich das Verlangen nach geschriebenen Gesetzen geltend, damit auch der unterworfene Romane sich darauf berufen könne. Daher begegnen wir nachweislich bei Ostgoten, Burgundern und Franken bereits gegen Ende der Völkerwanderungszeit geschriebenen Gesetzen, von denen sich in ihrer ursprünglichen Gestalt leider kein Bruchstück erhalten hat. Sie waren in lateinischer Sprache verfaßt.

b. Religiöser Brauch. Christliche Anfänge.

Gräber- und Einzelfunde boten in der vorigen Epoche das berichtigende und ergänzende Material zu den Nachrichten römischer Schriftsteller über unser Volk. In der Völkerwanderungszeit kommen dazu noch außerordentlich

wichtige und umfangreiche Funde, die in einzelnen Mooren Schleswigs und auf Fünen gemacht wurden.

Vier Moorfelder haben besonders reiche Ausbeute gewährt. Im Torberger Moore, nördlich vom Dorfe Süder Brarup im südlichen Angeln (Schleswig), fanden sich „Kleidungsstücke, Metallobjekte, die zur Tracht gehören, Schmuck- und Toilettensachen, merkwürdige Helme, Ringbrünnen, Schilde, Schwerter und Beile, Lanzenschäfte, Bogen und Pfeile von Holz, prächtiges Reitzeug, Werkzeuge und verschiedene Gerätschaften nebst einer Anzahl römischer Münzen. An Gold fand man 19 Stangen und abgeschlagene Stücke von Armbändern, sowie fünf kleine Ringe, die gleich den anderen genannten Goldstücken als Bezahlungsmittel gedient hatten“ (Sophus Müller). Noch bedeutender waren die Ergebnisse der Ausgrabungen im Nydamer Moor in Sundewitt (Schleswig), weniger umfangreich die Funde des Vimoors und des Kragehulmoors auf Fünen. Auch in Jütland wurden ähnliche Massenfunde zu Tage gefördert.

Man ist lange Zeit im Zweifel darüber gewesen, durch welche Umstände derartige umfangreiche Niederlagen veranlaßt worden seien. Neuere Untersuchungen haben nun sicher bewiesen, daß die Gegenstände ursprünglich auf die Erdoberfläche gelegt wurden, und zwar auf einen trockenen und zugänglichen Grund, und daß sie erst im Laufe der Zeiten von der Vegetation überwuchert und bedeckt worden sind. Sophus Müller, der alle Untersuchungen zusammenfaßte und seine eigenen Beobachtungen hinzufügte, hat das große Verdienst, durch seine scharfsinnigen Darlegungen in seiner „Nordischen Altertumskunde“ Art und Zweck dieser Massenfunde überzeugend erklärt zu haben. Die deponierten Gegenstände stellen einen Teil der Kampfbeute dar. Auf dem Fundorte oder in seiner Nähe fand ein blutiger Kampf statt und die Sieger legten jene erbeuteten Gegenstände als Siegesopfer für die Götter nieder. Es war nicht nötig, solche Weihgaben zu verbergen: sie wurden von jedermann mit heiliger Scheu

betrachtet, und sie zu entwenden war schwerer Frevel, der mit den härtesten Strafen belegt wurde.

Eine ganze Reihe von anderen Funden werden in gleicher Weise Opfergaben darstellen, so die beiden großen Goldhörner, die in Schleswig gefunden wurden und jetzt leider zerstört sind, so auch der bekannte Hildesheimer Silberfund, der im Berliner Museum aufbewahrt wird.

Man begnügte sich indessen nicht mit diesen Spenden, sondern man opferte den Göttern auch Tiere. Heidnischer Brauch war allgemein noch in Deutschland verbreitet.

Der heilige Columban erzählt, wie er auf eine Anzahl von Schwaben gestoßen sei, die mit Opferhandlungen beschäftigt waren. Alamannen verehrten (552) noch „gewisse Bäume, Quellen, Hügel und Schluchten und opferten Pferde, Rinder und viele andere Tiere, indem sie ihnen die Köpfe abschlagen“ (Agathias). Auch Ammianus Marcellinus erwähnt Opfer und Wahrsager bei diesem Volksstamme.

Wiederholt berichten spätere Schriftsteller noch von Götzenbildern aus Stein und Bronze, denen das Volk göttliche Verehrung erwies. In Dänemark wurde (in einem Moore bei Viborg, Jütland) „eine gut erhaltene, 88 cm hohe, aus Holz geschnitzte Figur bei einem Steinhaufen stehend“, gefunden. Auch sie ist zweifellos ein Götterbild und der Steinhaufen hatte als Altar gedient.

Eine kurze Nachricht wenigstens giebt Ammianus Marcellinus über die Priester der Burgunder: „Der Oberpriester heißt bei ihnen Senistus. Er hat sein Amt auf Lebenszeit und ist nicht jenen Zufällen unterworfen, wie die Könige“ (s. S. 103).

Doch schon zeigen sich auch auf deutschem Boden die ersten Spuren des Christentums. Römische Kaufleute, germanische Krieger, die im römischen Heere gedient hatten, mochten die erste Kunde gebracht haben, bevor Missionare das Bekehrungswerk begannen. Naturgemäß werden die Stämme im Süden und Westen zuerst davon berührt, und Deutsche, welche auf den von den

Römern besetzten Gebieten saßen, werden vereinzelt anfangs dem neuen Glauben sich zugewendet haben. In den größeren römischen Niederlassungen wurden Bischofssitze gegründet, die als Stützpunkte der vordringenden Mission dienten: so in Köln, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Trier, Metz, Toul, Verdun, Chur, Augsburg u. s. w.

c. Wohnung. Sitte und Brauch. Gerät. Landwirtschaft.

Die Römer hatten allmählich auch östlich des Rheins und nördlich der Donau festen Fuß gefaßt. Das sogenannte Zehntland (agri decumates), das sich am östlichen Rheinufer hinzog, war römische Kolonie, die gegen das innere Germanien durch einen Pfahlgraben (Teufelsmauer, limes, vallum Romanum) von ungefähr 70 Meilen Länge geschützt war. Westlich und südlich dieser Linie entwickelten sich aus den römischen Kastellen auf altem deutschem Boden im Laufe der Zeit blühende Städte, die nicht nur den römischen Heeren als Stützpunkte, sondern auch den Händlern, die Germanien durchzogen, als Niederlassung dienten. Konstanz, Augst, Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Kastell, Bingen, Koblenz, Remagen, Bonn, Köln, Neuß, Xanten, Leyden, in den Donaugegenden Ulm, Augsburg, Regensburg, Salzburg, Wien u. s. w. sind derartige Römerstädte, in deren nächster Umgebung, in denen selbst sogar Germanen ansässig waren.

Diese Anlagen eines hochentwickelten Kulturvolkes wirkten erzieherisch auf die den Grenzen zunächst wohnenden deutschen Stämme, sie lernten besseren Materials beim Hausbau sich zu bedienen, sie lernten mauern, Ziegel und Backsteine herzustellen und zu benutzen. Da-

her kann Ammianus Marcellinus von den Häusern der Alamannen berichten, daß sie „ganz ordentlich nach römischer Manier aufgebaut waren".

In die nördlichen und östlichen Teile Deutschlands drang römischer Einfluß auf diesem Gebiete nicht, dort ist man auf dem Lande zum Teil bis heute bei der althergebrachten Bauart geblieben. Aber auch in Süd- und Westdeutschland darf man ihn nicht überschätzen und verallgemeinern, Altes bestand neben Neuem, der charakteristische Grundriß des Hauses wurde nicht aufgegeben.

1898 wurde in Jütland der Grund einer großen Hofstätte aus dem 4. Jahrhundert bloßgelegt. Das Hauptgebäude, c. 26 Ellen lang und 10—11 Ellen breit, zerfällt in zwei fast gleich große Räume.

In den größeren führt die Hauptthüre. Der kleinere, zugänglich durch eine Hinterthür, vor der man die Düngergrube und eine große Anzahl von Scherben fand, diente als Küche und Wohnraum, der Herdplatz ist noch deutlich erkennbar. Zwischen beiden Räumen erhob sich, halbrund aus der Mitte der Façade hervorspringend, ein Turmbau. Es war diese Hofstätte wahrscheinlich ein Häuptlingsbau, denn in nächster Nähe wurde ein aus derselben Zeit stammender Stein mit einer Runeninschrift gefunden, die lautet: „Kali setzte diesen Stein über Thurson, seinen Vater, einen sehr guten Häuptling."

Ueber größere Bauten, Königssitze, haben wir wenigstens zwei Beschreibungen, deren eine aus der Zeit der Völkerwanderung selbst stammt, während die andere zwar später aufgezeichnet ist, aber alte Art widerspiegelt. Der Thraker Priscus, welcher von Theodosius dem Jüngeren als Gesandter an den Hof des Attila geschickt wurde, berichtet in seinem Geschichtswerke auch über die Wohnung des Hunnenkönigs. Da die Hunnen ganz und gar unter dem civilisatorischen Einflusse der Ostgoter

standen, so haben wir auch in ihren größeren Bauten germanische Werke zu erkennen. Attilas Wohnsitz lag in einem großen Dorfe innerhalb einer Umfriedigung, welche indessen nicht nur den Palast, sondern auch, und zwar diesem zunächst, das Haus seines ersten Ministers Onegis, das seiner Gemahlin Kerka und viele andere Gebäude umschloß.

Diese Bauten waren (mit Ausnahme eines Badehauses, das ein Römer errichtet hatte) Holzbauten, zum Teil aus geschnitzten und zierlich zusammengefügten Brettern, zum Teil aus sauber geglätteten Balken ausgeführt. Attilas Palast wurde außerdem von Holztürmen überragt. In dem Saale waren Tische aufgestellt, für 3—4 Personen berechnet, und auf einem erhöhten Platze, von wo aus der ganze Saal zu überblicken war, stand der Tisch des Fürsten.

Die Pfalz des Dänenkönigs Hrodgar, welche im Beowulfsliede beschrieben wird, lag auf einer Anhöhe, von einem Walle umgeben. Auch hier sind mehrere Holzbauten vereinigt auf einem Platze, das Hauptgebäude aber ist ein großer Hallenbau, ein gezimmertes „Methaus", der „Hirsch" genannt, weil die Giebelhölzer in Hirschköpfe ausliefen. An der vorderen Außenwand befand sich eine Bank für Einlaß begehrende Fremde und für die nächtlichen Hüter der Halle. Bänke liefen im Innern die Wände entlang, der Hochsitz der Fürsten erhob sich, wie in Etzels Burg, und inmitten ragte eine Säule empor bis zum Dachfirste (s. S. 51). In den Bau führt eine Thür, zunächst in eine gepflasterte Vorhalle, während der Hauptraum gedielt ist. Zu größerer Festigung sind die Balken durch Eisenklammern verankert, zum Schmuck werden bei feierlichen Anlässen die Wände mit bunten Teppichen behängt.

Solche Hallen dienten als Empfangssäle, als Festräume, in denen das Mahl eingenommen, das Gelage ver-

anstaltet wurde, sie boten den Mannen aber auch Nachtquartier. Die Tische wurden beiseite gerückt, mit Polstern und Decken die Dielen belegt.

Während die Schriftsteller über die Lebensart des kleinen Mannes naturgemäß schweigen, berichten sie über Gelage an Fürstenhöfen wiederholt, so daß wir wenigstens auf diesem Wege einen Blick in die häuslichen Zustände der damaligen Zeit richten können. Vieles in Sitte und Brauch ist erhalten aus früherer Zeit, man kann auch jetzt die Zustände der römischen Periode zu Grunde legen, manches dagegen hat sich geändert, und zwar nicht immer zu Gunsten der Nation.

Die alte Tugend der Treue steht nicht mehr in der Erhabenheit früherer Zeiten da. Die zahllosen Kämpfe, die unruhigen Zeitläufte haben ihren verwildernden Einfluß auf das Volk ausgeübt. Das üble Vorbild meuternder Legionen, in deren Reihen mancher Germane sich befand, der später zurückkehrte in die Heimat, half mit die alte gute Zucht untergraben. Durch die neue Lehre kam mancher feste Glauben ins Schwanken, ohne am Christentume Halt zu suchen. Schon allein der Umstand, daß viele Germanen im römischen Heere gegen ihre Landsleute kämpften, mußte entsittlichend wirken. Die Beispiele von Untreue, von Verrat sind jetzt, wenn nicht häufig, so doch häufiger gegen früher. Natürlich ist der Sittenverfall an den römischen Grenzen besonders zu bemerken. Daß übrigens das Gefühl für Treue und Tapferkeit und Keuschheit nicht erstorben war, lehren uns ja am besten die alten Heldenlieder, die der Völkerwanderungszeit ihre Entstehung verdanken.

Mit dem Erstarken der Königsmacht bildet sich erklär-

licherweise immer stärker ein bestimmtes Ceremoniell aus, das nicht nur bei Empfang und Amtshandlung, sondern selbst bei Schmaus und Trunk sich geltend macht. Und eine trank- und sangfrohe Zeit war die Epoche der Völkerwanderung trotz aller Kriegsschrecken.

Man speist an einzelnen Tischen oder langen Tafeln, der König hat seinen besonderen, erhöhten Platz, an seinem Tische mit tafeln zu dürfen, ist eine ganz besondere Ehre. Auch für die übrigen Sitze gilt eine bestimmte Rangordnung. An den Gelagen nehmen die Frauen nicht teil, aber die Hausherrin oder ihre Tochter erscheint für kurze Zeit, um die Gäste zu begrüßen, um jedem Einzelnen den Becher zu kredenzen und Geschenke zu verteilen. Und die Art schon, wie diese Begrüßung vor sich geht, das feierlich-ernste, würdevolle und doch wieder fröhlich-aufmunternde Benehmen der Fürstin, die decente Haltung der Bankgenossen, legen beredtes Zeugnis dafür ab, daß auch das hehre Ansehen der Frau nicht gesunken ist: sie durchschreitet die Reihen der zechenden Recken, passenden Spruch an jeden richtend. Jubel begleitet ihre Worte, Stolz erregt ihre Begrüßung, Freude ihre Spende. — Diener tragen die Speisen auf und schenken aus Bier- oder Weinkannen das Getränk. Lebhaft gleitet die Unterhaltung dahin, unterbrochen von fröhlichem Zutrunk. Doch jeder verstummt, sobald der Sänger auftritt, alte Volkssagen, Kämpfe, Heldenthaten, selbst solche anwesender Recken, recitierend. Am Abend erhellt Fackelschein die Halle. Zum Feuerschlagen bediente man sich eines länglichen, an den Enden zugespitzten Quarzstückes und eines Feuersteins, die im Gürtel getragen wurden, ebenso wie eine Schachtel mit Zunder, der zum Auffangen der Funken bestimmt war. Statt des Quarzes benutzte man auch ein Stück Eisen. Auch der Drillbogen, den heute noch die Eskimos zum Feuermachen benutzen, scheint bekannt und gebraucht gewesen zu sein. In der Mark haben sich mehrfach flache Knochenbogen gefunden, an den Enden eingekerbt, wahrscheinlich um in den Einkerbungen eine Schnur zu befestigen. Zwischen zwei Bretter wird ein Stäbchen gestellt, um das man die Schnur des Bogens schlingt. Durch schnelles Hin- und Herziehen des wagerecht gehaltenen Bogens setzt man das Stäbchen, den Bohrstift, in rotierende Bewegung, bis das Brett durch die infolge der Bewegung erzeugte Hitze zu glimmen anfängt.

Zur Unterhaltung war, wie zu Tacitus' Zeiten, das Spiel sehr beliebt. Spielsteine aus Bein, Bernstein oder Glas finden sich sehr häufig. Sie haben entweder rein kubische Gestalt, wie unsere heutigen Würfel, oder die Höhe ist etwas größer als die Breite, oder die Ecken sind abgerundet, oder aber sie haben Stabform. Jene sind auf den Seiten mit kleinen Kreisen oder Punkten von 1—6 bezeichnet, diese zeigen auf drei Längsseiten 3, 4 und 6 eingedrechselte Kreise. „In dem Vimoorfund sind Teile von mehreren hölzernen Spielbrettern erhalten; sie haben die Form und Größe der modernen Damenbretter, sind auf der einen Seite in Quadrate eingeteilt und auf der anderen in runde Felder, die für ein besonderes Spiel bestimmt waren" (S. Müller).

Das Gerät, dessen man sich bei Tafel, in Küche, Haus und Hof bediente, weicht zum Teil stark von den Gebrauchsgegenständen der römischen Zeit ab. Auch jetzt haben wir noch zu unterscheiden zwischen importierter und heimischer Ware. Jene ist, der Verflachung und dem Verfall der gesamten römischen Industrie entsprechend, gegen die gute Arbeit der vorhergehenden Epoche gehalten, flüchtig und unsolide in Ausführung und Material: Massenartikel, die, schnell hergestellt, zu möglichst billigem Preise abgesetzt werden konnten. Gleichwohl hat die Bedeutung des Imports, nach den Bodenfunden zu urteilen, relativ eine Minderung erfahren, die heimische Industrie macht sich deutlicher und entschiedener neben ihm bemerkbar. Einen bedeutenden Platz nehmen unter den eingeführten Gegenständen noch immer die römischen Schöpfgefäße und Eimer ein, die in vielen Gegenden Deutschlands zahlreich gefunden wurden, während

sie in anderen, z. B. der Mark Brandenburg, fast völlig fehlen. Die Schöpfgefäße finden sich stets mit einem Bronzesiebe (s. Abb. 48) zusammen, das genau in die Kelle hineinpaßt. Römische Fabrikmarken (s. S. 59) kommen nicht mehr vor. — Neben solchen Schöpfgefäßen ergaben die Bodenfunde eine große Anzahl von Bronzeeimern ver-

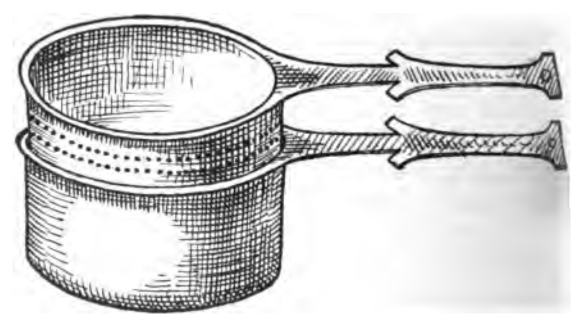


Abbildung 48. Schöpfgefäß (1/[illegible]).

schiedener Gestalt. Vorwiegend ist die Form der Halbkugel (s. Abb. 49) und des Cylinders. Die meist ge-



Abbildung 49. Bronzekessel (1/[illegible]).

triebenen Gefäße haben oft einen gegossenen und angelöteten Fuß.

Während in der vorigen Epoche römische Glaswaren in den östlichen und nördlichen Gegenden Deutschlands nur selten vorkamen, haben sie jetzt eine große Verbreitung gefunden. Selbst äußerst dünnwandige Gläser und solche mit kunstvoller Bemalung, also Kostbarkeiten, die außerdem schwer zu transportieren waren, sind auf den Handelswegen bis zu den nördlichsten Gebieten gelangt.







Abbildung 50. Thongefäß mit Fingernägeleindrücken (1/3).

Abbildung 51. Thongefäß mit Henkelansätzen (1/3).

Unter den Gefäßen der heimischen Industrie nehmen die aus Thon gefertigten die erste Stelle ein. Doch ist bei ihnen gegenüber den Thonwaren der vorigen Epoche ein entschiedener Niedergang bemerkbar. Der außerordentliche Reichtum der Formen ist verschwunden, die Verzierungsweise flüchtig. Bevorzugt wird der obere Teil der Gefäße zur Anbringung von Ornamenten, die vorwiegend aus Zickzackmustern, wagerecht oder kreuzweise gestellten, seltener senkrecht verlaufenden Linien

oder Fingernägeleindrücken (s. Abb. 50), zu Mustern angeordnet, bestehen. Daneben findet sich häufiger die Ausbuchtung der Bauchkante und eine teilweise künstliche Rauhung des Gefäßes. Hervorzuheben ist ferner, als überhaupt während der Völkerwanderungszeit beliebtes Ornament, die Rosette: flache runde Eindrücke oder eingeritzte Kreise, die von einem Kranze von Punkten oder kleinen Kreisen umgeben sind.

Die glänzenden, tiefschwarzen Gefäße finden sich nicht mehr, ein schlichtes Grau oder mattes Braun wiegt in der Färbung vor. Das Material ist meist fein geschlemmt und gut gebrannt, die Gefäße von regelmäßigen Formen und dünnen Wandungen, die Töpferscheibe aber auch jetzt nur sehr selten zur Herstellung verwendet. Charakteristisch für diese Epoche ist die breite Schalenform, d. h. der obere Durchmesser des Gefäßes ist meist größer als seine Höhe, der Leib stark gebaucht.

Wenn aus der römischen Zeit Holzgefäße nur ganz vereinzelt sich nachweisen ließen, so bietet uns die Epoche der Völkerwanderung, besonders aus den Moorfunden, eine größere Anzahl derselben, die uns nicht nur für die allgemeine Verbreitung der Holzware, sondern auch für die Geschicklichkeit, mit der unsere Vorfahren sie zu fertigen verstanden, Zeugnis ablegen. Die mannigfachsten Arten von verschiedener Größe kommen vor: Mulden, Eimer, Schalen, Becher, Schachteln und Kästen. Häufig ist das Gefäß aus einem Holzstück mit dem Messer geschnitzt, man verstand aber auch aus Holzdauben Eimer und Schöpfgefäße zusammenzusetzen. Jene, oft aus Eibenholz, mit Bronzebändern umlegt und mit Bronzehenkel versehen, haben sich wiederholt in den verschiedensten Gegenden Deutschlands gefunden und kommen in gleicher Gestalt auch in der merovingischen Zeit vor. — Als Verzierung dient wiederholt das Kerbschnittornament

(s. unten). Auffallend ist, daß man neben den dickwandigen, mit dem Messer geschnitzten Behältnissen auch zierlich gedrechselte findet, daß man also für Holzarbeiten die Drehscheibe bereits anzuwenden verstand, während sie beim Thon noch nicht in Gebrauch war.

Teller, Schüsseln und Becher aus Holz waren sicherlich das allgemeine tägliche Speise- und Trinkgerät. Attila trank, wie Priscus berichtet, aus einem hölzernen Becher und aus einer hölzernen Schüssel, während seine Gäste silberne Schüsseln und silberne und goldene Pokale erhielten. Auch Beowulf weiß von goldgezierten Bierkannen und herrlichen Weingefäßen zu erzählen. Mag auch manches auf Kosten der dichterischen Phantasie gesetzt werden müssen, so wissen wir doch aus den Bodenfunden, daß Schüsseln, Kessel und Löffel aus Edelmetall in Deutschland nicht selten vorkamen, daß Trinkbecher von Silber z. B. in Dänemark gefertigt wurden.

Auch sonst liegen aus den Bodenfunden eine ganze Reihe von silbernen und goldenen Gefäßen vor, die zweifellos von heimischen Goldschmieden gefertigt sind. Zu erinnern ist z. B. an die Seite 107 erwähnten Goldhörner, deren eines die Runenschrift „Ek Hlevagastir Holtingdar horna tavido“ (Ich Hlevagast der Holting habe das Horn gemacht) trägt, den großen Silberkessel von Gundestrup in Jütland u. a. m.

Die technische Fertigkeit der germanischen Völker ist auf fast allen Gebieten merklich fortgeschritten. Gegenstände, die früher nur auf dem Handelswege zu beziehen waren, werden jetzt von Germanen selbst hergestellt. Das war möglich nicht nur dadurch, daß man an den Handelsartikeln lernte, sondern besonders durch die Kenntnis römischen Handwerkszeuges, die vielleicht durch die zahlreichen Germanen, die in römischen

Heeren gedient hatten, sowie durch die in den Grenzlanden ansässigen römischen Handwerker vermittelt wurde. Die Moorfunde weisen Hammer und Ambos, Meißel und Hobel, Feile, Bohrer und Schmiedezange auf, Werkzeuge, die in Rom längst bekannt waren, jetzt aber erst in die den Grenzen ferneren Gegenden Deutschlands eindringen. — Mit dem Steigen der Industrie geht trotz der unruhigen Zeiten der Aufschwung des Feldbaues Hand in Hand. Selbst die Landschaften, die am meisten und dauerndsten unter den Kriegswirren zu leiden haben, bieten einen Reichtum an Getreide, der in Erstaunen setzt und der wenig im Einklange steht mit der römischen Schilderung von der Unwirtlichkeit deutscher Lande. Nach wie vor wählen die Römer die Zeiten der Saatreife zu ihren Einfällen in germanisches Gebiet, und sie vermögen nicht nur den Unterhalt des Heeres, sondern sogar ausgiebigen Proviant für die Castelle von Feld und Viehstall des Deutschen herbeizuschaffen.

Die Getreidearten bleiben dieselben wie in der römischen Zeit, dagegen machte die Gemüse- und Obstkultur unter fremdem Einflusse große Fortschritte.

An Ackergerät fand man im Vimoor große Eggen, und daß der Wagenreichtum ein bedeutender gewesen sein muß, lehren nicht nur die Bodenfunde, sondern auch die Bemerkung des Ammianus Marcellinus, daß der Alamannenkönig Hortar zum Aufbau römischer Grenzstädte Material und Gespanne liefern mußte. Endlich lernte man, in den Grenzlanden wenigstens, Wasser- und Windmühlen bauen, die gegenüber der althergebrachten Querne (s. S. 64) die Mehlbereitung bedeutend erleichterten.

d. Kleidung, Schmuck und Waffen.

Die Kleidung unterscheidet sich im allgemeinen nicht wesentlich von der der römischen Zeit. Aber während wir früher hauptsächlich auf die Nachrichten römischer Schriftsteller bei Beurteilung der Tracht angewiesen waren, liegen für die Völkerwanderungszeit eine große Anzahl von Stoffresten, ja fast völlig erhaltene Kleidungsstücke vor, die besonders in den Mooren sich erhalten haben. Die Stoffe, von verschiedenen Farben, aus Wolle oder Flachs hergestellt, sind fein gewebt und in mannigfachster Weise gemustert. Im Thorsberger Moore fanden sich wollene Beinkleider, an die Strümpfe von anderem, festerem Stoffe angenäht waren.

Am oberen Rande befinden sich sechs starke Oesen zum Durchziehen des Gürtels, der das Beinkleid in der Hüfte festhält. Die Länge der einen Hose beträgt 1 m $9^1/_2$ cm, die Hüftweite 95 cm, die Fußlänge 27,5 cm.

Ebenso ein Rock mit langen Aermeln. Auch durch Sidonius Apollinaris wissen wir, daß die vornehmen Germanen im 5. Jahrhundert lange, anschließende Röcke trugen, ebenso mit goldener Borte oder Stickerei verzierte Mäntel. Die Schuhe, welche in zahlreichen Funden vorlagen, haben die alte Form (s. S. 74) beibehalten und sind oft durch eingepreßte oder eingeschnittene Ornamente (häufig Kerbschnitte und Rosette) verziert. — Ueber die Frauenkleidung sind wir gar nicht unterrichtet. Auch sie wird indessen der der vorigen Periode (s. S. 74) sehr ähnlich geblieben sein. Gleichwohl wissen wir, wiederum aus den Bodenfunden, daß auch die Frauen, wie die Männer, dem Schmuck zugänglicher waren als früher, daß sie also wohl auch, wo die Mittel vorhanden waren, durch Verbrämung, Stickereien 2c. das

Ansehen ihres Gewandes hoben. Es kann ja nicht wunder nehmen, daß die Deutschen, wenn sie von einem vielgewandten Landsmanne die Herrlichkeiten Roms schildern hörten, wenn sie mit eigenen Augen die Kleiderpracht vornehmer Römer erblickten, selbst nach solch kostbarem Besitze strebten.

Die zahlreichen Schmucksachen, kunstgewerbliche Gegenstände, verraten im Gegensatz zu denen der römischen Zeit, die meist fremden Ursprungs waren, meist den heimischen Künstler. Es treten uns die ersten Spuren eines germanischen Ornamentes deutlicher entgegen, das uns aber gleichzeitig in seiner Anwendung den Beweis eines höheren Alters giebt. Zwei Ornamentformen kommen hier zunächst in Betracht, die unabhängig von römischem Einflusse dastehen, der Kerbschnitt und das Geriemsel. Jener beweist durch seine ganze Technik deutlich, daß er für Holzverzierung erfunden wurde. Seine Anwendung in dieser Richtung wurde bereits S. 116 erwähnt. Nun wird er aber auch ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Materials auf Metallgerät übertragen, und dieser Umstand lehrt uns folgendes: der Kerbschnitt war ein bei den Germanen seit lange beliebtes Verzierungsmittel für Holzgegenstände, seien es Kästen oder Schachteln, oder Bretter und Balken an den Häusern. Als nun durch römisches Vorbild auch die Metallindustrie tüchtige heimische Vertreter fand, übertrugen diese das beliebte Ornament ohne weiteres auch auf bronzenes, silbernes und goldenes Gerät. — Die zweite Verzierungsart, das Geriemsel (s. Abb. 64), ein buntes, oft regelloses Durcheinander von verschlungenen Linien, das in langobardischen, fränkischen und irischen Miniaturen seine

höchste Ausbildung erhält, erscheint jetzt ebenfalls häufig auf Metallgegenständen. Seiner Herkunft nach ist es, wie der Kerbschnitt, germanisch, ursprünglich vielleicht nur bei Stickereien verwendet, dann erst auf Metall und Holz übertragen. Es ist wahrscheinlich aus einem figürlichen Ornamente hervorgegangen. Dadurch, daß man die Gestalt eines Tieres z. B. durch kräftige Umrißlinien wiedergab, daß man nicht Rücksicht nahm auf die natürliche Stellung der Glieder und die körperliche Rundung, entstanden jene Anfänge der verschlungenen Linien und Bänder, aus deren Gewirr man häufig noch die ursprüngliche Tiergestalt, oder auch nur einen Teil, wie den Kopf, zu erkennen vermag. — Außerdem sind die bis zur Unkenntlichkeit stilisierten Tierköpfe zu beachten, die auf den verschiedensten Gegenständen erscheinen und fast ausschließlich zur Verzierung der Enden dienen. — Neben diesen echt heimischen volkstümlichen Ornamenten finden sich naturgemäß auch zahllose Entlehnungen römischer Arbeiten, ebenso wie die gesamte Technik durch römische Ware beeinflußt wird. Die Metallgegenstände sind oft außerordentlich gebrechlich hergestellt, die Ornamente flüchtig angebracht und die zierlichen Filigranarbeiten der römischen Zeit in dürftiger Weise nachgeahmt. — Unter den Schmuckgegenständen nehmen die Gewandspangen (Fibeln) wiederum eine bedeutende Stellung ein. Sie finden sich außerordentlich häufig in Männer- und Frauengräbern, waren also ein allgemein verbreiteter, unentbehrlicher Bestandteil der Kleidung. Unter den mannigfachen Formen lassen sich zwei Hauptarten unterscheiden. Die eine knüpft an die Bügelfibel der römischen Zeit an (Abb. 52).

Charakteristisch für viele Fibeln Norddeutschlands aus dieser Epoche ist der stark verlängerte, hohe Nadelhalter (Abb. 53).

Die zweite Art (s. Abb. 54) geht auf die Entwickelung der spätrömischen Fibel zurück. Sie findet sich häufig im Rheinlande, Süddeutschland und Oesterreich-Ungarn, kommt aber auch weiter nördlich bis Skandinavien hinvor.

„Die halbkreisförmig gewölbte Bügelspange wird an ihrem Oberteile von einem querlaufenden Stabe gekreuzt, welcher in seiner Mitte und an beiden Enden mit starken Knöpfen besetzt ist. An den unteren Teil des Bügels schließt sich die scheibenförmige Nadelhafte in senkrechter Richtung. Die Nadel selbst ist entweder durch ein Rollengewinde mit dem Querstabe verbunden, oder bewegt sich in einem Scharniere. Sehr selten ist sie von dem Ganzen getrennt und bildet einen besonderen Bestandteil der Fibula" (Lindenschmit).

Aus dieser Form entwickelt sich die 2- und 3-Rollenfibel (s. Abb. 55). — Das Material ist Eisen, Bronze, Silber und Gold. Es kommt die Technik des Treibens, Gießens, Plattierens, Filigrans, Ciselierens und Emaillierens in Anwendung. Auch setzt man Glasflüsse und geschliffene Steine ein. Wenn auch noch zahlreiche Stücke importiert sind, so ist doch sicher, daß die Mehrzahl von einheimischen Goldschmieden gefertigt wurde, daß diese also die verschiedenen Techniken von den Römern erlernt hatten. — Auch die übrigen Gegenstände, die zum Schmucke des Körpers und der Kleidung dienen, sind außerordentlich zahlreich und häufig aus Edelmetall hergestellt. Die Leibgürtel wurden, wie in der römischen Zeit, gern mit Beschlägen versehen, die Schnallen künstlerisch ausgestaltet. Häufig sind auch die Arm-, Hals- und Fingerringe aus Silber oder Gold. Die Form der letzteren ist der S. 76 beschriebenen ähnlich, es kommen aber auch solche mit sich verbreiternder Platte, die in mannigfacher

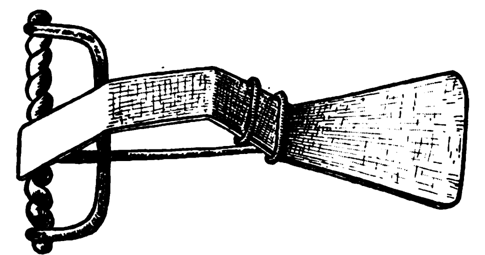


Abbildung 52. Fibel (1/1). (Voß.)

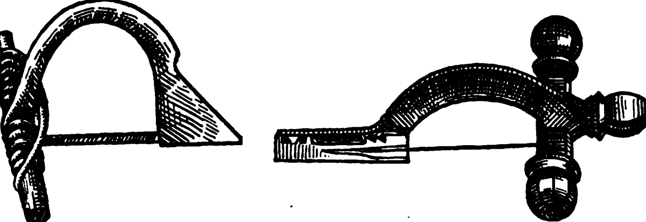


Abbildung 53. Fibel (1/1).

Abbildung 54. Fibel (1/2).

Abbildung 55. 3-Rollenfibel (1/2). (Grempler.)

Weise ornamentiert wird, und glatte, geschlossene Reifen, wie unsere Trauringe, vor.

In Schleswig, Dänemark und Skandinavien waren spiralförmig gewundene Ringe beliebt mit zwei oder drei Windungen, denen zwei oder drei längliche Platten angefügt sind.

Die Arm- und Halsringe werden jetzt bei den Frauen häufig durch Glasperlenschnüre ersetzt.

Glasperlen müssen während der späteren römischen Kaiserzeit in erstaunlichen Mengen nach Deutschland eingeführt sein, wo man sie in allen Gegenden als Grabbeigaben sehr zahlreich findet, und zwar neben den einfachen auch die aus Millefioriglas von verschiedenster Größe und Form. Solche Perlen wurden auch als Haarschmuck von den Frauen verwendet.

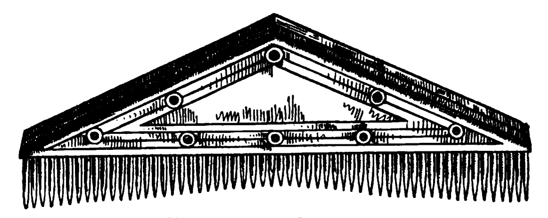


Abbildung 56. Kamm (4/5).

Die Haarnadeln (s. S. 73) werden seltener, dagegen sind die Kämme in Männer- und Frauengräbern sehr häufig.

Meist sind sie aus Knochen hergestellt, einseitig gezahnt und mit halbrunder oder pyramidaler, aus zwei Platten bestehender Handhabe, die durch Metallstifte aneinander befestigt sind (s. Abb. 56). Als Verzierung dient gern die Rosette. Eisenkämme und solche mit zwei Zahnreihen sind selten.

Die Ohrringe bestehen aus einfachen Drahtringen, oft in der S. 76 beschriebenen Weise gewunden und mit aufgezogenen Glas- oder Bernsteinperlen versehen. Auch die kleinen Anhängsel (s. S. 76) sind häufig, er-

scheinen jetzt allerdings meist in einfacher Form eines Eimerchens ꝛc., während die kostbaren, aus Goldfiligran hergestellten Berloks verschwinden.

Zu den Gegenständen, die der Körperpflege dienten und den Toten mit ins Grab gegeben wurden, gehören auch die kleinen Pincetten (s. S. 73) und Löffelchen (Ohrlöffel) aus Eisen, Bronze oder Silber (beide Gegenstände werden an einem kleinen Ringe getragen), Scheren, in der S. 63 beschriebenen Form, die zierlicheren häufig aus Silber, kleine Messer mit geraden Klingen, ebenfalls bisweilen aus Silber (auch in Frauengräbern häufig) und kleine, runde Bronzeschachteln mit Deckel, in denen wahrscheinlich die Salbe zum Haarfärben aufbewahrt wurde.

Für Waffen und Kriegführung der Germanen zur Zeit der Völkerwanderung ist unsere wichtigste schriftliche Quelle das Geschichtswerk des Ammianus Marcellinus. Aus seinen Darstellungen erkennen wir, daß die Deutschen, wenn sie auch manches in Bezug auf Bewaffnung und Taktik von den Römern übernommen haben, doch vorwiegend bei ihrer hergebrachten Art bleiben, auf Tapferkeit und Körperstärke vertrauend, den Angriffskampf stets vorziehen, zur Belagerung fester Plätze aber weder die nötige Geduld noch Erfahrung besitzen. Den gleichen Eindruck von der Scheu der Germanen vor befestigten Punkten erhalten wir auch aus den Erzählungen im „Leben des heiligen Severin“. — Im eigenen Lande, im Kampfe Stamm gegen Stamm, konnten sie feste Plätze zu berennen nicht lernen, und wo es galt sich zurückzuziehen, da dienten waldreiche Höhen, unzugängliche Schluchten oder sumpfige Gegenden ihnen als Schlupfwinkel. Die Wege werden eilig ungangbar gemacht durch

die einfachste Art des Verhaues: „ungeheure Baumstämme“, „Eichen- und Eschenstämme“ wälzt man quer über die Straße, so daß das feindliche Heer im Vormarsch aufgehalten, wo nicht völlig gehindert wird. Auf der Wanderung dient die „kreisrunde Wagenburg“ zum Schutze des Lagers und als Aufnahmestellung bei unglücklichem Kampfe. Wo allerdings verlassene oder eroberte Römerbefestigungen zur Verfügung stehen, benutzt man diese selbstverständlich, wenn die Umstände es gestatten oder verlangen, und die Franken scheinen eine anerkennenswerte Geschicklichkeit sich in der Ausnutzung derartiger Festen bereits erworben zu haben.

Auf seinem Wege von Köln nach Reims stieß Julian auf eine verwegene Schar leicht bewaffneter Franken in Stärke von 600 Mann, die sich in zwei lange verlassenen Römerschanzen, welche von ihnen wieder verteidigungsfähig gemacht waren, festgesetzt hatten. Sie verteidigen sich hinter den Schanzen „mit unglaublicher Hartnäckigkeit“ 54 Tage lang, und nur der Hunger und die durch andauernde Wachen bedingte Uebermüdung kann sie zur Uebergabe zwingen.

Einen hohen Grad der Ausbildung hatte bereits der Aufklärungsdienst erreicht, und besonders zeichnet sich in dieser Beziehung die Reiterei aus. Bei Nacht werden Wachen und Posten ausgestellt, am Tage sind Kavalleriepatrouillen dem Heere voraus und beobachten den feindlichen Anmarsch. Während des Gefechtes gelingt es der Reiterei wiederholt, einen feindlichen Flügel zu umgehen und ihn plötzlich im Rücken anzugreifen.

Die Kampfart selbst bleibt dieselbe, wie in der vorigen Epoche. Wo es angeht, sucht man den Feind aus einem gutgedeckten Hinterhalte her zu überfallen, für den offenen Kampf gilt als maßgebende Aufstellung der Keil.

Wo immer die Alamannen in größeren Scharen den Römern gegenübertreten, ist ihr Heer in Keile geordnet, die geschlossen vorrücken, den Gegner zunächst mit einem Hagel von Geschossen bewerfen, um sich dann mit „fürchterlichem Schlachtgeschrei" auf ihn zu stürzen. In gleicher Weise verfahren auch die Goten: von dem geschlossenen, ungestümen Ansturm hofft man also auch jetzt noch die besten Erfolge.

Dem Heere voran stürmen die Führer in den Kampf, „leicht kenntlich durch die Zeichen ihrer Würde", umgeben von ihrem Gefolge.

In der Schlacht bei Straßburg (357) befehligt König Chonodomar den linken, Serapio den rechten Flügel der Alamannen, ihr Gefolge besteht aus fünf Königen, zehn Prinzen und einer langen Reihe Adeliger.

Die Reiterei kämpft wie früher (s. S. 81) in Gemeinschaft mit Leichtbewaffneten.

In der Bewaffnung hat sich im allgemeinen wenig geändert. Schild und Speer ist die gebräuchlichste Wehr von Reiter und Fußvolk. In der Form des Schildes sind auch jetzt (s. S. 80) zwei Formen zu unterscheiden. Bei den westlichen Stämmen überwiegt der viereckige Langschild von ungewöhnlicher Größe, so daß Alamannen nach der Schlacht bei Straßburg auf ihren Schilden über den Rhein schwimmen können. Die in den nördlichen Küstenländern, vornehmlich in den Mooren Schleswigs und Dänemarks zahlreich gefundenen Schilde sind kreisrund (s. Abb. 57). Sie setzen sich aus dünnen Brettern zusammen, und der Rand ist mit dünnem Metallblech, selbst Silber beschlagen. Ueber dem Griff in der Mitte erhebt sich der rund gewölbte oder in eine Spitze (s. Abb. 58), die bisweilen eine kleine runde Platte abschließt, verlaufende Schildbuckel aus Metallblech. — Die Speere,

deren Schaft meist aus Eschenholz gefertigt ist, sind an Größe sehr verschieden, je nachdem sie als Wurf- oder Stoßspeere dienten. In den Mooren sind Schäfte bis zu 3½ m Länge gefunden. Ebenso mannigfaltig an



Abbildung 57. Schild.

Größe und Form sind die Speereisen (s. Abb. 59). In die Dülle ist der Schaft eingeschoben, an dessen Mitte man eine Wurfschnur, zur Erhöhung der Wucht beim Wurfe, annagelte.

Auch in den Kampfschilderungen des Ammianus Marcellinus spielt der Speer eine große Rolle. Speere, Lanzen und erzbeschlagene Pfeile sausen zu Beginn des Kampfes durch die Luft, „dann aber stürzen die Germanen, ohne weiter sich zu besinnen, mit hochgeschwungenen Lanzen auf unsere Reiterschar." Chonodomar, der Alamannenkönig, schwang einen Speer von unglaublicher Größe (Schlacht bei Straßburg).

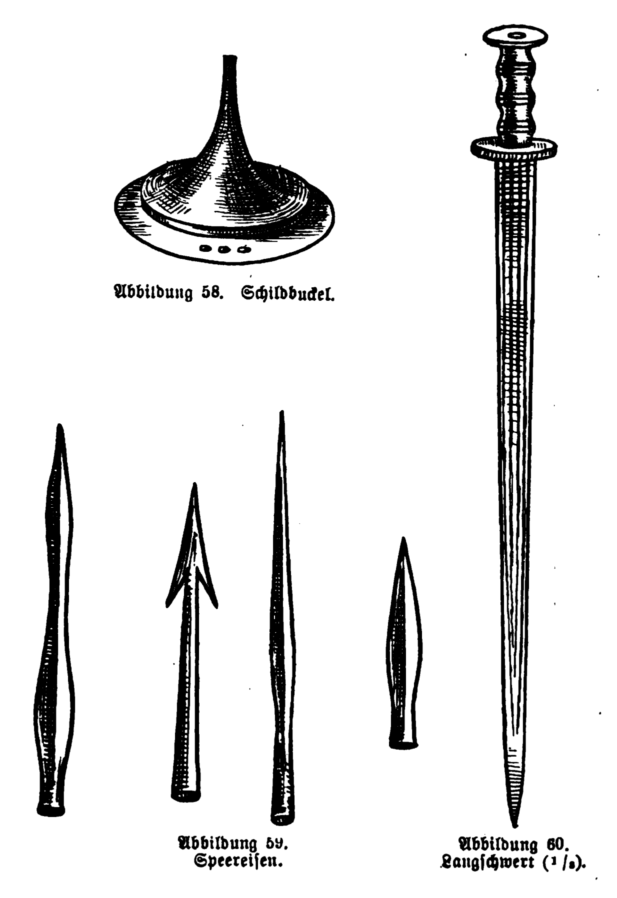


Abbildung 58. Schildbuckel.

Abbildung 59. Speereisen.

Abbildung 60. Langschwert (1/8).

Neben dem Wurfspieß dienten Pfeil und Bogen, Schleuder, Axt und Keule als Fernwaffen. Wurfkeulen

von ungeheuerer Größe, im Feuer gehärtet, werden unter dem Jahre 377 als Waffe der Goten erwähnt. Bögen aus Eibenholz, Pfeilspitzen aus Bronze, Eisen, Knochen oder Feuerstein, dazu hölzerne Köcher, haben die Bodenfunde wiederholt ergeben. Bezüglich der Axtformen ist dem S. 78 Gesagten nichts hinzuzufügen. Ebenso bleiben die Schwert- und Messerformen (s. S. 80) dieselben. In Norddeutschland überwiegt das Langschwert (s. Abb. 60), öfter mit kunstvoll damascierter Klinge.

Der Griff besteht aus Knochen, Elfenbein, Eisen oder (meist) aus Holz und ist im letzteren Falle mit Bronze- oder Silberblech bekleidet und mit Nägeln beschlagen. Die Holzscheiden sind mit Metallbeschlägen versehen. Das Schwert wurde an Schulterriemen oder Gürteln getragen, die in der bereits angeführten Weise oft reich durch Metallplattenbeschlag verziert waren.

Neben den heimischen Waffen waren erbeutete und ertauschte römische sehr häufig. Nach siegreichem Kampfe bemächtigt man sich der Wehr des Gegners, zumal des Schwertes, aber auch die früher verschmähten Panzer und Helme finden jetzt Liebhaber.

Bei den Kämpfen in Thracien ziehen die Goten die Rüstungen der getöteten Feinde an, nach der Schlacht bei Straßburg traten die Römer die glänzenden Helme der besiegten Alamannen in den Staub.

Römische Helmteile wurden mehrfach in den Schleswigschen Mooren gefunden, ebenso Rüstungsstücke, die aber der heimischen Industrie entstammen. Es sind Ringbrünnen, Kettelhemden, aus feinen Eisenringen hergestellt, die Oberkörper und Oberarme bedecken.

Da man die Kunst des Drahtziehens noch nicht kannte, so war die Herstellung solcher Kettelhemden sehr langwierig und kostspielig, sie konnten also nur von den Vornehmen getragen

werden. Die Ringe sind zusammengeschmiedet oder genietet, die beiden Arten folgen in wechselnden Reihen aufeinander, und zwar so, daß stets vier genietete Ringe durch einen zusammengeschmiedeten greifen.

Feldzeichen und Heerhörner sind aus Bodenfunden allerdings nicht bekannt, waren aber in Anwendung. Die Therwinger (Goten) „entrollten nach ihrer Sitte die Banner und ließen ihr schrecklich klingendes Heerhorn erschallen". Durch Signalhörner wird das Zeichen zum Beginn des Kampfes gegeben, d. h. sobald der Trompetenklang ertönt, werden Speere und Pfeile gegen die Feinde entsandt, der Fernkampf wird eröffnet. Vor Hadrianopel mußten die Trompeter der Goten auf Befehl der Edlen blasen, und der Kampf begann von neuem. Ebenso ruft bei den Alamannen das Horn zum Kampfe". — Die Pferdetrensen bestehen aus Eisen oder Bronze, die Zügel aus Leder und Metallringen, das Kopfgeschirr aus Leder, das ebenso wie der Lederzügel mit Metallbeschlägen verziert ist. Sporen von verschiedener Form finden sich jetzt häufiger.

e. Handel und Schiffahrt.

Wenn schon die zahlreich in allen Teilen Deutschlands gefundenen, aus römischen Werkstätten hervorgegangenen Gegenstände den sicheren Beweis liefern, daß der Handelsverkehr mit Rom nicht unterbrochen war, sondern sich auch über die entfernteren Gegenden ausgebreitet hatte, so giebt ein anderer Umstand ein noch anschaulicheres Bild von der Intensivität dieser Beziehungen. Waren nämlich in der vorigen Epoche römische Münzen[1],

[1] Für die Zeitbestimmung eines Bodenfundes, dem römische Münzen beilagen, vermögen diese wenig dienlich zu sein. Da viele Münzen lange in

mit Ausnahme der Grenzländer, auf deutschem Gebiete nur selten vertreten, so finden sie sich jetzt in sehr großer Anzahl, und zwar sowohl in einzelnen Exemplaren, als auch bedeutendere Summen bei einander. Aus diesen Fundverhältnissen darf man mit Sicherheit schließen, daß die Münzen nicht etwa nur als Metallwerte ins Land kamen, um eingeschmolzen und zu Schmucksachen verarbeitet zu werden, sondern daß sie auch für die Deutschen wirklichen Geldwert besaßen und bei Kauf und Verkauf zur Anwendung kamen. Der Handel hat also die primitive Stufe des bloßen Tauschhandels verlassen, ohne natürlich diesen völlig beiseite zu schieben. Ueber das Wesen des Handels, besonders über die Art und die Bedingungen, unter denen römische Kaufleute in Germanien reisten, sind wir wenig unterrichtet. Sehr wohl anzunehmen ist, wenn wir die spätere Entwickelung ins Auge fassen, daß die Händler auch den einzelnen deutschen Stämmen, bei denen sie ihre Waren absetzen wollten, bestimmte Zollgebühren zu zahlen hatten, daß also diese bei den Römern längst bestehende Einrichtung jetzt auch in Germanien Eingang fand.

Auf Inn und Donau hat sich ein lebhafter Handelsverkehr entwickelt, warenbeladene Schiffe kommen den Inn herab und bringen u. a. von Italien her Oel, das in Noricum sehr rar war. Ist die Donau zugefroren, so dient die Eisdecke schweren Lastwagen als Brücke. Aehnlich, vielleicht noch lebhafter, hatte sich der Handel den Rhein entlang gestaltet.

Die Anwohner der Nord- und Ostsee wagten sich mit ihren Schiffen sogar hinaus über die See. Sachsen,

---

Umlauf waren, da sie oft auch lange nach ihrer Prägung ihren Weg in germanische Länder fanden, so kann ein Gegenstand nach ihnen nur dahin bestimmt werden, daß er nicht älter ist, als die jüngste mit ihm zusammen gefundene Münze. In Childerichs Grabe († 481) fand man z. B. 40 Münzen aus den Jahren c. 50 bis c. 200.

„ein Volk, das den Tod durchaus nicht scheute" (Amm. Marc.), kommen über den Ocean und gehen auf den römischen Limes los, ja bereits im 4. Jahrhundert beginnen sie ihre Raubzüge nach Britannien hin. Mehrere solcher Schiffe aus der Völkerwanderung sind uns so gut erhalten worden, daß eine völlige Rekonstruktion möglich war.

Ein 28-rudriges Boot aus Eichenholz, das im Nydamer Moore gefunden wurde, beschreibt S. Müller: „Das Boot ist in der Mitte 10½ Fuß breit und zwischen den Steven 75 Fuß lang. Die mächtigen Planken waren mit Eisennägeln verbunden. Die Klampen sind aus den Planken ausgehauen und waren mit den Spanten durch Bastschnüre verbunden Die Ruderpflöcke sind separat verfertigt und waren an der Reling mit Bändern befestigt. Außerhalb des Bootes lagen mehrere Ruder und das Steuer, das an der Seite des Bootes lose angehängt gewesen war." — Im Beowulfliede ist das Schiff bereits mit Mast und Segel versehen. Beowulf durchfährt das Meer mit 15 Begleitern. Waffen und Brünnen werden auf den Boden des Schiffes gelegt und erst hervorgeholt, nachdem das Schiff nach beendeter Fahrt an der Küste angeseilt ist.

f. Totenbestattung.

Die Leichenverbrennung bleibt auch jetzt in großen Distrikten allgemein üblich, aber die Beisetzung der Leichenreste erscheint in einer durchaus prunklosen Form. Im ganzen nördlichen Deutschland, in Schlesien, Posen, Preußen, Pommern, Brandenburg, Braunschweig, Hannover, Mecklenburg und Schleswig findet fast ausschließlich Leichenverbrennung statt. Die Ueberreste werden in einfachen, meist flachen, schalenartigen Urnen ohne Beigefäße und ohne Deckel, selbst ohne Steinsetzung in den Boden gestellt. Zu großen Gräberfeldern vereinigt stehen die Urnen in einem Abstande von c. 1½ m wenig tief (c. 1—2 Fuß) in der Erde. Auch die Beigaben sind

dürftig. Spärlich kommen Waffen vor, spärlich selbst, im Vergleich zu den noch zu erwähnenden Skelettgräbern, Schmuckstücke und Gebrauchsgegenstände. Ja noch kümmerlicher ist es mit der Totenbestattung in Ostpreußen bestellt. Dort verzichtet man sogar meist auch auf die Urnen, und die verbrannten Gebeine werden entweder mit dem Brandschutte zusammen (Brandgruben), oder ausgelesen und gesäubert als „Knochenhäufchen" ohne jede Umhüllung in die Erde gegraben. Leinwandspuren deuten darauf hin, daß die Ueberreste, auch Urnen und Beigaben, bisweilen in einen Sack gesteckt wurden, bevor man sie eingrub.

Diese höchst einfache Art der Bestattung, die an das Wort des Tacitus: „Bei der Bestattung waltet keine Prunksucht", gemahnt, auf die Aermlichkeit der Bevölkerung zurückzuführen, ist bei der großen Verbreitung, die sie über ausgedehnte Länderstrecken gefunden hat, nicht wohl angängig. Wir haben die Erklärung auch hier in dem Glauben des Volkes zu suchen.

Sachsen, Angeln und Jüten müssen bei ihrer Eroberung Englands neben der Sitte des Verbrennens auch die des Begrabens schon mitgebracht oder sofort angenommen haben, da wir letztere mit der ersteren gleichzeitig und allgemein in den Hügelgräbern Englands finden. Die Ueberlieferung aber wahrt allein das Gedächtnis an die Verbrennung. Die gefallenen Krieger im Beowulf werden auf dem Scheiterhaufen verbrannt: die Flamme windet sich zu den Wolken, der Kampfesheld steigt empor. „Laßt durch die Streitberühmten mir nach dem Brand am Vorgebirg des Meeres den Grabeshügel bauen", bittet Beowulf. Sein Wunsch wird erfüllt:

> „Hier nun bereiteten der Goten Recken ihm einen ungeheuern Scheiterhaufen, behingen ihn mit Helmen und mit Schilden, sowie mit Kampfesbrünnen, wie er bat, und legten in die Mitte ihren Herrn, die Schar der

Klagenden den lieben König. Der Leichenbrände größten
zündeten die Krieger auf dem Berge an". . . [1]

In den Hügel hinein wird Ring und Schmuck und Kleinod zu den Aschenresten gelegt, dann umreitet der Edelinge Schar das Grab, um klagend die Heldenthaten des Verstorbenen zu preisen.

Bereits früher hatten wir gesehen, daß Leichenverbrennung keineswegs ursprünglich in Germanien war, daß sie auch in der römischen Zeit durchaus nicht zu absoluter Allgemeinheit gelangte. Die Beisetzung unverbrannter Leichen — Skelettgräber — blieb im Süden häufiger, im Norden nicht ausgeschlossen, und ein ähnliches, aber viel schärfer hervortretendes Verhältnis ist auch jetzt zu beobachten. In Oberdeutschland und in Oesterreich-Ungarn, überhaupt auf mitteleuropäischem Boden, „ist die Anlage und Ausstattung der Gräber eine sehr gleichmäßige". Diese Gräber sind Skelettgräber, oft in großer Anzahl nebeneinander geordnet, ohne Hügel (obwohl auch diese in Süddeutschland aus der Völkerwanderungszeit nicht fehlen), also „Flachgräber". Die Toten wurden in voller Kleidung mit den zur Körperpflege dienenden kleinen Gegenständen, mit Schmuck, Gerät und Gefäßen, Männer auch, wiewohl nicht regelmäßig, mit ihren Waffen der Erde anvertraut. Der Leichnam liegt langgestreckt, mit dem Kopfe meist nach Westen, die Arme sind ausgestreckt oder gekreuzt. Gewöhnlich genügt eine einfache Grube, in die der Tote ohne weitere Umhüllung hineingelegt wird, oder es dienen als Unterlage und Bedeckung Bretter oder Steinplatten. Auch wird wohl eine „Grabkammer" aus Steinen roh aufgeführt oder aus breiten und langen Steinplatten gebildet (Plattengräber), oder, wo Felsgrund vorhanden ist, in diesen eine Vertiefung ein-

[1] Uebersetzt von M. Heyne.

gehauen. Seltener kommen Holzsärge und Steinkisten vor. Wurde ein solches Gräberfeld in stark bevölkerter Gegend lange Zeit hindurch oder nach größerer Unterbrechung wieder als Friedhof benutzt, so findet man wohl auch mehrere Gräberreihen übereinander angelegt (Nachbestattung).

Skelettgräber finden sich indessen nicht nur im Süden und Westen, sie sind ganz allgemein auf Seeland, kommen vereinzelt in Mecklenburg, Pommern, Westpreußen, Posen und Schlesien vor. Sie sind stets außerordentlich reich an Beigaben und unterscheiden sich dadurch ganz wesentlich von den Brandgräbern.

Wenn beispielsweise ein „reich ausgestattetes“ Grab des Urnengräberfeldes bei Butzow (Kreis Westhavelland) nur 1 Thongefäß, 1 eisernes Messer, 1 eiserne Schnalle nebst Riemenbeschlag, 1 eiserne Nadel und 6 Ohrringe aus Eisendraht, mit Glasperlen geschmückt, enthielt, so ergab ein in Sackrau aufgedecktes Skelettgrab (3. Fund): 1 Millefiori-Schale, c. 15 Thongefäße, 2 gedrechselte Holzgefäße, 1 mit Silber beschlagenes Holzgefäß, 29 Spielsteine aus Glasfluß, Gewebereste, 3 Bernsteinperlen, 1 Stück Bernstein, 1 Bronzekessel, 1 kleines silbernes Messer, 1 silberne Schere, 1 silbernen Löffel, Gürtelring und Fingerring, 2 silberne Schnallen und Schnallenhalter, silberne Gürtelbeschlagstücke, 1 goldene 2-Rollenfibel, 1 silberne goldplattierte 3-Rollenfibel, 1 silberne, mit dünnem Goldblech verzierte 3-Rollenfibel, 2 eingliedrige Fibeln, 1 Goldmünze, Fragment eines silberbeschlagenen Holzkästchens, 1 silbernes Stäbchen, 1 Halsring, 1 Armring und 3 Fingerringe aus Gold, 2 Goldberloks und Stücke Goldblech.

Nicht mit völliger Sicherheit läßt sich die Frage beantworten, ob und wie die Gräber durch äußere Merkmale sichtbar gemacht wurden. Verletzung des Grabes oder Beraubung des Toten wurde nach den, erst aus späterer Zeit erhaltenen Gesetzen schwer bestraft. Auf Grund einiger Glossen in diesen Bestimmungen nimmt

Jakob Grimm an, daß die Gräber — auch die Friedhöfe — mit Dornenhecken umgeben gewesen seien. Und Lindenschmit erinnert dazu an die Bemerkung des Ammianus Marcellinus: nam (barbari) ipsa oppida ut circumdata retibus busta declinant. Von den Langobarden berichtet Paulus Diakonus, daß sie auf dem Gräberfelde von Pavia Stangen, an deren Spitze hölzerne Tauben befestigt waren, aufgerichtet hätten. Diese Stangen waren Erinnerungszeichen für ferne gestorbene Verwandte. Die Taube schaute nach der Richtung hin, in der der Betreffende, dem das Denkmal gelten sollte, den Tod gefunden hatte. Auch Säulen, „Heersäulen oder Irmensäulen", scheint man auf den Gräbern aufgerichtet zu haben.

g. Schrift und Lied.

Die Runenschrift (s. S. 101) erhält eine größere Verbreitung. Der Gote Ulfilas benutzte sie zur Uebersetzung der Bibel, vielleicht wurden auch einzelne Gesetze in ihr niedergeschrieben. Aber solche umfangreicheren Denkmale gehören zu den Ausnahmen. Die Epoche der Völkerwanderung war eine Zeit der That, nicht des Griffels. Die Runenschriften beschränken sich auf kurze Angaben, Besitzer- oder Verfertigervermerk, Wunschformeln 2c., an Schmuck- und Waffenstücken. Geschichte, Lieder aufzuzeichnen, machte man nicht den Versuch. Sie gingen von Mund zu Mund, pflanzten sich fort von Geschlecht zu Geschlecht und überdauerten Jahrhunderte. Der Stabreim giebt dem Liede festes Gefüge und kommt dem Gedächtnis zu Hilfe. In allitterierender Formel wird Gruß und Wunsch getauscht, in allitterierende Formel ist das Gesetz gekleidet, Kinder singen allitterierende Sprüchlein,

bei frohem Feste und trauervollem Leichenbrande, bei Flursegen und Opferbrauch, am Siechenlager und beim Nahen der Schlacht ertönt allitterierender Spruch und Sang. Und der Sänger recitiert in dieser Form die Thaten der kampfesmutigen Streiter, rühmt den Opfertod gefallener Recken. Die alten Lieder verschwinden, in den Fluten der Völkerwanderung gehen die Preisgesänge auf Arminius, von denen Tacitus berichtet, unter, nichts ist von ihnen erhalten. Neues Lied sprießt empor — die wilde, unruhige Zeit stört das historische Bewußtsein. Selbst überreich an Abenteuer und Heldenthat, an Not und Gefahr, an Sieg und Tod, nimmt sie die ganze Geisteskraft des Volkes für sich in Anspruch. Nur auf die Gegenwart ist das Augenmerk gerichtet, die Helden der eigenen Zeit preist das Lied. Siegfried und Gunther, Dietrich und Etzel, Kriemhild und Brünhild, Hagen und Walter, Hildebrand und Hadubrand — alles Gestalten der Völkerwanderungszeit, die das Lied uns erhalten hat, sagenumwoben, ungeschichtlich, aber so kraftvoll ausgeprägt, so scharf charakterisiert, daß noch heute jeder Deutsche ihr Bild im Lichte des alten Liedes erschaut. Und welche Verbreitung müssen die Heldengesänge zu ihrer Zeit gefunden, mit welcher Liebe muß das Volk sie festgehalten haben! Viele Jahrhunderte leben sie fort in mündlicher Ueberlieferung, ehe sie aufgezeichnet werden. Eine Ueberfülle von Liedern muß die Epoche der Völkerwanderung gezeitigt haben, in litterarischer Beziehung muß sie den besten Zeiten gleichgestellt werden, in ihr wurde die erste Blütenzeit deutscher Dichtung vorbereitet.

---

3. Die merovingische Zeit.

a. Staats- und Rechtsleben.

Gleichzeitig ungefähr mit dem Untergange des weströmischen Reiches fällt die Gründung des vereinigten Frankenreiches durch Chlodwig aus dem Geschlechte der Merovinger. Was wir in der Völkerwanderungszeit vorbereitet sahen, das Streben nach Einheit, nach Zusammenfassung einzelner Gaue und Stämme unter eine Führung, gelingt der brutalen, vor keinem Morde zurückschreckenden Gewalt des Saliers Chlodwig. Seine bluttriefende Schöpfung entwickelt sich zum mächtigsten Germanenreiche, das erobernd seine Grenzen weitet, das Erbe der Römerherrschaft anzutreten berufen ist und endlich den Boden giebt, aus dem die selbständige Geschichte des deutschen Volkes sich entwickelt. Das Frankenreich gliederte sich in die Teilkönigreiche Austrasien, Neustrien und Burgund. Diese zerfielen wiederum in Provinzen, an deren Spitze meist ein Herzog stand. Die Unterabteilung der Provinz ist die Grafschaft, oder der Gau. Außerdem gab es in jeder Provinz Sendbotenbezirke zur Ueberwachung der Staatsdiener und zur Regelung der Verwaltung. Vorgeschobene Grenzgebiete hießen Marken und an ihrer Spitze stand der, nur dem Könige unterstellte Markgraf. Die Grafschaften entsprachen auf altem deutschem Gebiete meist den alten Gauen, auf den romanischen den Stadtgebieten. Die Gaue gliederten sich in vielen Landschaften in Hundertschaften — wahrscheinlich aus hundert Höfen bestehend — an deren Spitze nicht ein vom König ernannter Beamter, sondern ein von den freien Grundbesitzern gewählter Centenarius stand.

Schon diese kurze Aufzählung zeigt die Verschiedenheit des jetzigen Staates von dem früherer Zeiten. Ein Heer von Beamten war für die Verwaltung nötig geworden, Beamte, die vom Könige angestellt, also Diener des Königs waren. Seine Macht ist außerordentlich gestiegen, er ist nicht mehr abhängig von den Beschlüssen der Volksversammlung, sondern die meisten Rechte und Pflichten der alten Volksversammlung sind auf ihn übergegangen. Er besitzt das Bannrecht und die Pflicht des Schutzes. Seine Befehle gehen ins Land unter Androhung einer Vermögensstrafe im Falle des Ungehorsams, er ruft zu den Waffen, in seiner Hand ruht das Rechtsurteil, er steht an der Spitze der Verwaltung, die Erträgnisse der Krongüter fließen ihm zu, sowie Strafgelder und eingezogene Vermögen. Endlich übt er die Kirchenhoheit aus. Im Schutze des Königs steht jeder, jeder ist berechtigt, ihn anzurufen, der König verpflichtet, jedem, mit Ausnahme des Geächteten (extra sermonem regis positus) seinen Schutz zu verleihen. Was also früher in der Macht der Sippe selbst, im Ausnahmefalle in dem der Volksversammlung lag, ist jetzt in die Königsgewalt übergegangen. Der König vermag auch einzelnen Personen oder Körperschaften seinen besonderen Schutz angedeihen zu lassen, so Kirchen und Klöstern, so Königsboten. Diese Boten trugen geweihte Stäbe „nach der Sitte der Franken“, auf ihre Verletzung war ein sehr hohes Wehrgeld gesetzt. Das merovingische Königtum ist in gerader Linie aus dem altgermanischen Gaukönigtume erwachsen, aber dadurch, daß römische Provinzialen als gleichberechtigte Staatsangehörige aufgenommen wurden, dadurch, daß ein großer Teil des Reiches über altes römisch-

gallisches Gebiet sich erstreckte, fanden zunächst eine Reihe römischer Einrichtungen Eingang in das germanische Königtum (Finanz-, Polizei- und Kirchenhoheit), das endlich durch persönliche Machtentfaltung und Uebergriffe ein ganz verändertes Ansehen erhielt.

Der germanische Charakter des fränkischen Königtums offenbart sich auch in den äußeren Zeichen der Königswürde. Langwallend tragen die Könige das Haar, der Speer ist das Zeichen ihrer Macht.

Im Jahre 1653 wurde auf dem Friedhofe der Kirche zu St. Brixius in Doornick das Grab Childerichs und seiner Gemahlin aufgedeckt. – In ihm fanden sich Schwerter mit kostbaren



Abbildung 61. Childerichs Ring.

Beschlägen, eine Speerspitze und eine Axt, zwei Menschenschädel und ein Pferdeschädel und eine große Anzahl von Goldschmuckgeräten. Leider wurde der Fund 1831 aus der Bibliothek in Paris entwendet und nur teilweise in der Seine aufgefunden. (Der Rest befindet sich jetzt im Musée du Louvre.) Zu den verlorenen, aber glücklicherweise gut abgebildeten Goldsachen gehört auch ein Siegelring, der das Brustbild eines Mannes mit der Umschrift: CHILDIRICI REGIS zeigt (s. Abb. 61). Es war also der Ring Childerichs mit dessen Bildnisse. Da sehen wir denn, wie das Haar des Königs, in der Mitte gescheitelt, zu beiden Seiten des Gesichtes in langen Locken oder Flechten herabfällt, wie er als Königsinsignium den Speer in der Rechten hält. — Im Jahre 585 legt König Guntramm seine Lanze in die Hand König Childeberts mit den Worten:

„Dies zum Zeichen, daß ich dir mein ganzes Reich übergebe. Kraft dessen ziehe nun aus und mache alle meine Städte, gleichwie deine eigenen, deiner Herrschaft und deinem Gebot unterthan. Du also sollst mir als Erbe in meinem ganzen Reiche folgen und kein andrer.“ Auch das Bild der Könige auf den Münzen trägt die Lanze als Königszeichen.

Chlodwig legt nur einmal Purpurrock und Mantel an und schmückt sein Haupt mit einem Diadem, als er vom Kaiser Anastasius den Konsultitel erhielt. Erst die Karolinger nehmen die Krone an, erst Karl der Große führt das goldene Scepter.

Der Titel der Frankenkönige war rex Francorum, ihr Beiname vir inluster. Es findet keine Wahl statt, sondern der Sohn folgt dem Vater. Wir haben also rein privatrechliche Erbfolge. Salbung kommt erst unter Pippin vor. Dagegen pflegte, wenigstens noch im 6. Jahrhundert, nach altem germanischem Brauche der König beim Regierungsantritt sein Gebiet zu umreiten und den Treueid entgegenzunehmen.

Jeder Angriff auf die Person des Königs gilt als Hochverrat und wird mit dem Tode bestraft. Burgfriede herrscht dort, wo der König dauernd oder vorübergehend sich aufhält. Wer an königlichem Gute sich vergreift, hat dreifache Buße zu leisten, ebenso steht die Gefolgschaft und der unmittelbare Beamte des Königs unter höherem Schutze.

Der veränderten Stellung des Königs entsprechend, hat auch die königliche Hofhaltung, von der man jetzt eigentlich erst reden kann, ihr eigenartiges Gepräge erhalten. Vier große Hofämter entwickeln sich, auf die der eigentliche Hofdienst sich verteilt. Der vornehmste Hofbeamte, der Vorstand der gesamten Hofverwaltung und

Reichsverweser bei Abwesenheit des Königs, war der Seneschalk oder Truchseß, in den romanischen Landesteilen Majordomus genannt. Der Verwalter des Schatzes hieß Schatzmeister, seit den Karolingern meist Kämmerer, die Marställe waren dem Marschalk oder Stallgrafen unterstellt, die Aufsicht über die Kellereien und Weinberge führte der Schenk. Daneben gab es an niederen Beamten den Thürwärter, Quartiermeister, Waffenträger und Küchenmeister.

An Stelle der alten Volksversammlung trat unter Chlodwig die Heeresversammlung. Sie fand im März statt und wurde deshalb das Märzfeld (campus Martius) genannt. Hier wurden dem Könige die freiwilligen Ehrengaben dargebracht und von ihm die Heeresmusterung vorgenommen, aber eine gesetzgebende Gewalt war die Versammlung nicht mehr. Zwar kommen Fälle vor, wo das Märzfeld, die bewaffnete Macht, den König zum Kriege oder zum Frieden zwingt, indessen ist hier nicht mehr von dem Rechte des Volkes, sondern von einem Gewaltakte zu reden. Unter Pippin wurde die Versammlung auf den Mai verlegt und erhielt dementsprechend die Bezeichnung Maifeld (Campus Madius, Magiscampus). An Stelle des Volkes treten die Fürsten und Adeligen immer stärker in den Vordergrund als die Entschlüsse der Krone beeinflussende Macht, und „die geringe Gewöhnung an unbedingten Gehorsam und die Neigung zu Abfall und Empörung war eine nicht zu unterschätzende Gewähr gegen den Mißbrauch der königlichen Rechte“ (R. Schröder).

Unter den Adeligen ist, in Franken wenigstens, jetzt aber nicht mehr der alte Geschlechtsadel zu ver-

stehen, sondern der neue Dienstadel, mit dem jener verschmolz. Die Ehre, im Dienste des Königs zu stehen, wurde höher angeschlagen, als Adel von Geburt. Bei den übrigen Stämmen, bei Sachsen und Friesen, auch bei den von den Franken unterworfenen Alamannen, Bayern und Thüringen, erhält sich der alte Volksadel zunächst in bevorzugter Stellung. Doch auch bei diesen Stämmen schwindet, mit Ausnahme von Sachsen und Friesen, die Bedeutung des Uradels schnell, bei den Alamannen z. B. ist um 800 keine Spur mehr von ihm vorhanden.

Diesen „Hochfreien", auch leudes, oder kurz „Franken" genannt, stehen zunächst die bäuerlichen Grundeigentümer (liberi, ingenui, minoflidi, minores u. s. w.). Die Unfreien haben nach wie vor keinen Anteil am staatlichen Leben, aber in ihrer Lage ist insofern eine Besserung eingetreten, als sie nicht mehr ungestraft getötet werden durften. Zu ihnen zählten auch die Handwerker, Winzer, Jäger u. s. w. Eine bevorzugtere Stellung unter den Unfreien, denen ein höheres Wehrgeld zustand, nahmen die Königs- und Kirchenknechte, sowie die Hausdiener bei begüterten Grundbesitzern ein.

Zwischen Freien und Unfreien stehen die Hörigen, „Liten", „Leten", „Laten", „Lassen". Sie haben meist halbes Wehrgeld und halbe Buße der Freien, haben ihrem Herrn Frondienste zu leisten und einen Leibzins zu entrichten. Sie waren an die Scholle gebunden, durften ihr Zinsgut nicht aufgeben, konnte ohne dasselbe aber auch nicht veräußert werden. Vor Gericht wurden sie von dem Herrn, in dessen Schutz und Pflicht sie standen, vertreten. Freier waren sie bei Sachsen und Friesen gestellt, wo

sie einen selbständigen Teil des Volkes bildeten, waffenfähig waren, an den Volksversammlungen teilnahmen und ihre Angelegenheiten persönlich vor Gericht vertraten. — Die Freilassung eines Liten wurde bei den Franken durch „Schatzwurf" vollzogen. Sie geschah nicht durch den Herrn selbst, sondern durch eine Zwischenperson, welche in Gegenwart des Königs dem Freizulassenden einen Denar oder „Schatz" (s. S. 172) aus den Fingern schnellte. Später vollzog der König den Freilassungsakt, der auch bei Unfreien zur Anwendung kommen konnte, selbst.

Von den Unfreien und Halbfreien sind diejenigen zu unterscheiden, welche sich freiwillig in den Schutz eines anderen begeben, dabei aber persönlich frei bleiben. Dieses Abhängigkeitsverhältnis, nach dem Vorbilde der germanischen Gefolgschaft entwickelt, aber ursprünglich der gallischen Vasallität entsprungen, brachte den Vasallen unter Treueid und Handschlag in den Schutz und Dienst eines Herrn, dem er nur eines freien Mannes würdige Dienste, vor allem Reiterdienst, zu leisten hatte. Der Herr wiederum war verpflichtet, ihn zu rächen und zu schützen, aber auch für die Uebelthaten seines Vasallen einzutreten. Häufig, später regelmäßig, war die Unterordnung mit Landverleihung (besonders auch seitens der Kirche) verbunden, woraus sich dann im Laufe der Jahrhunderte das Lehnwesen entwickelte.

Die Gerichtsverfassung bleibt auch in Franken rein germanisch. Das ordentliche Gericht ist das Hundertschaftsgericht, das in Zwischenräumen von 40 Nächten, also 8 bis 9mal jährlich stattfand. Neben diesen „Echtethinge" wurde das „gebotene Thing" nach Bedürfnis auf besondere Bestellung abgehalten.

Vorsitzender des Gerichtes ist der Graf, der die Aufsicht über die Gefängnisse und die Vollstreckung der Urteile führte. Zur Teilnahme am Thing, das drei Tage dauerte, waren alle waffenfähigen Männer der Hundertschaft verpflichtet. Aus ihnen wurden, zu jedem Gerichte besonders, sieben „Raginburgen" (rachineburgii, raginburgii, Ratsbürgen) gewählt, welche das Urteil vorzuschlagen hatten, das durch Zustimmung des Thingvolkes rechtskräftig wurde.

„Das alte Gericht wurde nie anders als im Freien gehalten, unter offenem Himmel, im Wald, unter breitschattenden Bäumen, auf einer Anhöhe, neben einer Quelle; enge Wohnungen hätten die versammelte Menge nicht gefaßt, und die Ansicht des Heidentums verlangte zur Gerichtshaltung heilige Oerter, an welchen Opfer gebracht und Gottesurteile vorgenommen werden konnten. Jene Opfer tilgte der Christenglaube, er ließ aber die alten Gerichtsstätten ungestört" (Jakob Grimm). Es war die althergebrachte Malstätte (malloberg), auf der das Thing abgehalten wurde.

Neben dem regelmäßigen Gerichte war das Notgericht bekannt, zu dem jeder Waffenfähige, der den Gerichtsruf hörte, sofort zu erscheinen verpflichtet war. Es fand statt an dem Orte, wo ein Verbrecher auf frischer That ergriffen wurde.

Das Königsgericht ist unabhängig von den Bestimmungen für das Thing. Es kann an jedem beliebigen Orte, an dem gerade der König sich aufhält, unter dem Vorsitze des Königs, der an die Vorschriften des Volksrechtes nicht gebunden ist, abgehalten werden. Meist fand es indessen an den steinernen Staffeln der Burgeingänge statt.

Das gesamte Rechtswesen ist noch außerordentlich reich an symbolischen Handlungen und Formen. Der Schatzwurf bei Freilassung wurde bereits erwähnt. Wer sich in Knechtschaft ergab, beugte den Nacken unter den Arm oder Gürtel des Herrn oder unter das Glockenseil; der Herr faßte ihn bei den Haaren. Bei Eigentums-

übertragung übergiebt der Verkäufer dem Käufer eine Erdscholle als Wahrzeichen des übertragenen Objekts; wird ein Haus verkauft, erhält der Käufer als Wahrzeichen den Thürpfosten, handelt es sich um eine Kirche, wird das Glockenseil oder die Altardecke überreicht. Erde und Gras wurde außerdem als Symbol verwendet bei Schwüren und Bündnissen, bei Grenzstreitigkeiten und als Zeichen der Besiegung und Unterwerfung. Durch Halmwurf wird ein Gut auf einen, der nicht natürliche Erbansprüche hat, übertragen; der Erbe muß drei Gäste im neu erworbenen Heim aufnehmen und bewirten, um dadurch das Eigentums-, das Hausherrnrecht zum Ausdruck zu bringen. Auch bei feierlichen Verträgen findet der Halmwurf statt. Bei Uebertragung von Garten, Weinberg oder Wald wird ein Laubzweig oder eine Rebe überreicht. Der Stab, das Zeichen höchster Gewalt, vom Könige und Richter getragen, der vom Gelobenden und Schwörenden berührt wird, dient als Zeichen größerer Landabtretung. Wer seines Eigentums sich entäußern muß, springt mit dem Stab in der Hand, im Hemde, unbeschuht über den Zaun des Hofes.

Das salische Gesetz führt eine große Reihe von Strafen und Vorschriften an, von denen der Verbrecher getroffen, der ruhige Bürger geschützt werden soll. Bemerkenswert ist, daß, wie früher, die meisten Verbrechen durch Geldbuße gesühnt werden können. Nur wer nicht im stande ist, die Buße aufzubringen, verwirkt Freiheit und Leben. Hab und Gut, Ehre, Leib und Glieder sind im Gesetze bewertet, ihre straffällige Verletzung wird mit Bußen und Strafen, die in Solidi und Denaren berechnet sind, belegt. Statt des Wehrgeldes muß auch —

ganz wie in alter Zeit — nach dem ripuarischen Rechte Vieh (Rindvieh und Pferd) und Waffe als Zahlung genommen werden.

b. Kirche. Moral.

Im Jahre 496 trat Chlodwig zugleich mit 3000 Franken zum Christentume, und zwar zum katholischen Bekenntnisse über. Dieser Schritt sollte für die Zukunft von höchster Bedeutung für die Entwickelung der christlichen Kirche werden, denn durch ihn war infolge des politischen Uebergewichtes des Frankenreiches der Sieg des katholischen über das arianische Bekenntnis gesichert, durch ihn wurden auch die übrigen deutschen Stämme, zuletzt — unter Karl dem Großen — auch Sachsen und Friesen, der katholischen Kirche zugeführt. Die christliche Mission wird zunächst allerdings nicht von Franken aus, sondern durch die irisch-schottische Kirche, die in keinem Zusammenhange mit Rom stand und das Kirchenregiment in die Hände der Klöster legte, unternommen, dann, seit Ende des 7. Jahrhunderts durch die angelsächsische Kirche, die, wie die fränkisch-gallische, sich streng Rom unterordnete und bischöfliche Verfassung hatte.

Die Mission ging nur langsam vorwärts, der alte Aberglaube war selbst in Franken schwer auszurotten und es mußten harte Gesetze gegen Zauberei, Giftmischerei und sonstige abergläubische Handlungen die Bemühungen der christlichen Bekehrer unterstützen. Ja die Vertreter der Kirche sind oft selbst nicht frei von dem Glauben an schadenbringende Zauberkräfte. — Zahlreich sind die uns berichteten Fälle von Götzenverehrung und von heiligen Orten, an denen das Volk opfert (Leinwand,

Wollstoff, Käse, Brot u. s. w.) und seine heidnischen Feste feiert. Die Kirche suchte, wo es nur irgend anging, auf die heidnische Vorstellung des Volkes einzugehen und dem alten Brauche eine christliche Wendung und Deutung zu geben.[1] Und durch dieses kluge Vorgehen wurde oft weit mehr erreicht, als durch die Strenge des Gesetzes und rücksichtslosen Uebereifer.

Die Franken behielten die in Gallien vorgefundene römische Kircheneinrichtung bei. Das ganze Gebiet zerfiel in eine Reihe von Diöcesen, an deren Spitze ein Bischof stand.

Diese Bischöfe, aus vornehmen römisch-gallischen Geschlechtern stammend, meist von hoher geistiger Bildung, verblieben auch unter den Franken in ihrer hervorragenden Stellung, wurden durch ein hohes Wehrgeld geschützt und waren nicht selten selbst Berater der Krone. Zunächst die berufenen Vertreter der Interessen römischer Provinzialen, erlangten sie bald auch auf die Franken nachhaltigen Einfluß und konnten so wesentlich der Ausbreitung römischer Kultur und Bildung Vorschub leisten. Seit dem 7. Jahrhundert kommen auch deutsche Bischöfe vor.

Die Klöster, welche nur mit Genehmigung des Bischofs gegründet werden konnten, standen meist auch unter seiner geistlichen Gerichtsbarkeit. Der Leiter des Klosters war ein Abt, der der Bestätigung von König und Bischof bedurfte. Der Einfluß der Mönche auf die germanische Kultur war von außerordentlicher Bedeutung. Von ihnen lernte der Deutsche Oedland urbar machen, Sümpfe trocken legen, Brücken schlagen, Teiche graben, überhaupt durch vorteilhafte Bestellung den Ertrag von Garten und Feld zu erhöhen.

Dagegen bleibt der Einfluß der Klöster, wie über-

[1] Vergleiche Kauffmann, F., Deutsche Mythologie. Sammlung Göschen Nr. 15.

haupt der Geistlichkeit, auf die Hebung von Moral und Sittlichkeit ein zunächst kaum merkbarer. Ja gerade nach Christianisierung der Franken scheint die Moral bedenklich zu sinken, und auch Geistliche selbst müssen oft der ruchlosesten Thaten beschuldigt werden. Diese Erscheinung fällt natürlich nicht der Kirche zur Last, sondern den eigentümlichen Verhältnissen, unter denen das Frankenreich sich entwickelte. Schon früher erfreute sich der Stamm der Franken keines besonderen Rufes, jetzt, zu großer politischer Macht gelangt, als Eroberer in einem Lande, dessen Bewohner selbst in Italien ihrer Ueppigkeit und Schwelgerei wegen übel berüchtigt waren, erlag er der Versuchung und dem bösen Vorbilde, so daß, bei den Großen namentlich, wenig mehr von den alten germanischen Tugenden zu merken ist. Und fast unbegreiflich sind die empörenden Schandthaten hochgestellter Frauen, also gerade derjenigen, die seit alter Zeit berufen waren, gute Sitte zu pflegen und durch ihr hehres Beispiel erzieherisch zu wirken.

Es ist hier nur zu erinnern an die Scheußlichkeiten einer Brunhilde und Fredegunde, an das mehr als lasterhafte Leben der beiden Nonnen aus königlichem Geblüt, Chrodielde und Basina, die gegen ihre Aebtissin sich empörten, aus dem Kloster entflohen und, sich den schändlichsten Ausschweifungen ergebend, das Land durchzogen. Ehebruch ist keine seltene Erscheinung, Frauen reizen ihre Liebhaber zur Ermordung ihrer Gatten an, ja es kommt vor, daß ein Weib seine Tochter aus Eifersucht über die Seite bringen läßt.

Maßlos ist die Völlerei und Trinkerei, der Romanen wie Germanen in Franken sich ergeben, widerwärtig die grenzenlose Habgier, die erschreckende Grausamkeit, die Rauf- und Mordlust, die Perfidie, die jetzt an die Stelle altgermanischer Treue getreten zu sein scheint. Gregor

von Tours weiß eine große Anzahl von Beispielen solcher Schändlichkeiten zu erzählen, die von Königen und Großen, von Frauen und Klerikern begangen worden sind.

Erst dem kraftvollen Regimente Karls des Großen gelang es, dieser grenzenlosen Sittenverderbnis Einhalt zu gebieten und der Moral und dem Rechte wieder Achtung zu verschaffen.

c. Totenbestattung.

Die Sitte des Verbrennens der Leiche bleibt, unter ähnlichen Verhältnissen wie in der Völkerwanderungszeit, herrschend bei den nord- und ostdeutschen Stämmen, soweit hier nicht die Wenden vorgedrungen waren. Dagegen weisen die Landschaften der Franken, Alamannen, Burgunden und Bayern ausnahmslos Skelettgräber auf. Diese zerfallen in Hügelgräber und in den Boden vertiefte Gräber, wenn auch von den ersteren vielleicht infolge der Kultivierung des Ackerlandes nur verhältnismäßig wenige in Süddeutschland erhalten sind. Sie bestehen meist nur aus Erdaufschüttung oder Rasenschichtung. Bei Burgunden und Franken fehlen die Grabhügel. — Die zweite Art, in den Boden vertiefte Gräber, ist die bei weitem überwiegende, besonders auf alamannischem und bayerischem Gebiete sind eine große Anzahl solcher Gräber aufgedeckt worden. Sie finden sich meist zu Hunderten und Tausenden nebeneinander, in Reihen geordnet (Reihengräber), von Westen nach Osten orientiert. Der Zwischenraum zwischen den einzelnen Gräbern beträgt 4 bis 5 Fuß, die Tiefe schwankt zwischen 3 und 8 Fuß. Wiederholt wurde auf dem Grabe ein Grabstein nach christlicher Sitte gefunden mit dem Mono-

gramm Christi, dem Labarum oder einem einfachen Kreuze und einer lateinischen Inschrift. Der deutsche Name des Verstorbenen und die Beigaben zeigen, daß wir es mit einem Germanengrabe zu thun haben.

Meist wurde der Tote in Kleidung und Schmuck, die Männer oft mit den Waffen, ohne jede weitere Umhüllung in eine Erdgrube gelegt und mit Erde bedeckt. Diese einfachste Art ist auch die bei weitem häufigste, sie findet sich bei allen Stämmen mit Leichenbestattung und zwar offenbar für alle Stände, für arm und reich. Ueberhaupt ist es nicht möglich, aus der Art des Grabes auf die weltliche Stellung des Beerdigten zu schließen, selbst die Gräber von Unfreien können sich, was Anlage betrifft, nicht von den übrigen unterschieden haben. Nur die mehr oder minder reichen Beigaben gestatten hier Rückschlüsse. Dieser schlichtesten Begräbnisweise zunächst steht die Bedeckung des Toten mit einem Brette, wie sie in Bayern sich häufig findet, oder der Tote ist auch wohl auf Bretter gelegt. Wird der Leichnam völlig von Brettern umgeben, so erhalten wir die Form des Holzsarges (Holzkiste), der, aus starken Bohlen hergestellt, mit starken Nägeln geheftet, oft mit Eisenbeschlägen und Handhaben versehen, hauptsächlich in den früher von den Römern beherrschten Gegenden sich findet. In solchem nicht nationalem Holzsarge wurde beispielsweise Childerich I. beigesetzt. Den deutschen Holzsarg, den Totenbaum, haben wir bereits S. 70 kennen gelernt. Auch in der merovingischen Zeit wird er besonders in Alamannien und vor allem in Schwaben häufig verwendet. Er besteht meist aus Eichen-, seltener aus Birnbaumholz und ist

oben bisweilen durch eine gezackte Leiste, die auf beiden Seiten in einen stilisierten Tierkopf ausläuft, verziert.

Wo steiniger Untergrund die Anlage einer Erdgrube verhindert, wird das Grab — so mehrfach in Süd- und Westdeutschland — in den Felsen gehauen. Ebenso finden wir in steinreichen Gegenden die schon aus der Völkerwanderungszeit (s. S. 135) bekannten Plattengräber und Grabkammern aus Steinen. Steinsärge, aus einem Felsstück hergestellt, finden sich bei Franken und Burgunden, seltener bei Alamannen. Sie sind römischen Ursprungs, aber auch von der germanischen Bevölkerung selbst hergestellt. — Die Beigaben des Toten, der nach christlicher Sitte in Süd- und Westdeutschland jetzt stets von Westen nach Osten gelegt wird, bestehen in Waffen, Schmuck und kleineren Gerätschaften, die zur Pflege des Körpers dienten oder von dem Verstorbenen einst als Handwerkszeug benutzt wurden. Außerdem aber hält man nach alter heidnischer Gewohnheit bis in die Karolingerzeit daran fest, dem Toten Speise und Trank in Schüsseln, Bechern und Krügen mitzugeben. (In den dänischen Skelettgräbern fehlen diese Beigaben jetzt.) Geflügelknochen und Hühnereier werden häufig in den Gräbern gefunden, ja selbst Skelette von Kühen, Schafen und Schweinen. Sollten diese Tiere dem Verstorbenen zur Nahrung dienen in seiner Grabwohnung, so weisen die Skelette von Pferden, Hunden und Sperbern darauf hin, daß man dem Toten auch seine Lieblingstiere mit ins Grab gab. Ferner erhält sich der heidnische Brauch, Mahlzeiten auf den Gräbern zu bereiten und Opferhandlungen vorzunehmen, noch durch Jahrhunderte. Ja selbst christliche Priester nahmen vereinzelt an solchen Opfergelagen teil. Auch die Sitte,

mehrere Schichten von Toten übereinander beizusetzen, wird bei Franken, Alamannen und Burgunden noch in der christlichen Zeit festgehalten. Das Christentum ist zwar von der Bevölkerung angenommen worden, aber die Erinnerung an das Heidentum bleibt lebendig; es gelingt naturgemäß der neuen Lehre nicht, sofort die Vorstellung von der Macht der alten Götter zu verscheuchen.

d. Wohnung. Gerät. Ackerbau. Jagd.

Gregor von Tours berichtet von einer ganzen Reihe von Kirchen im Frankenlande, die aus Stein erbaut, mit Türmen versehen waren, deren Inneres zahlreiche Säulen in verschiedene Schiffe abteilten, die, bisweilen in Kreuzform angelegt, eine besondere Altarnische hatten und mit Marmormosaik oder Malerei ausgeschmückt waren. Solche Bauten haben indessen mit deutscher Baukunst nichts zu thun, die Architekten waren Italiener. Deutscher Bau ist nach wie vor der Holzbau, selbst bei den Franken, bei denen auch Holzkirchen bezeugt sind. Solche Holzbauten, die übrigens selbst römisch-fränkischen Bischöfen teilweise zur Wohnung dienten, verfehlten auch auf den verweichlichten Italiener ihren Eindruck nicht infolge ihrer wohligen Behaglichkeit. Venantius Fortunatus verherrlicht in einem kleinen Gedichte die Vorzüge des hölzernen Hauses mit seinen getäfelten Stuben, wo keine Ritze und kein Spalt dem Wind und dem Wetter Eingang bieten, wo zierlich geschnitzte Lauben rings den Bau reizvoll umgeben. Der Zimmermann muß also trefflich seine Sache verstanden haben.

Es ist sehr zu beklagen, daß wir über die Lebensgewohnheiten des schlichten Bauern innerhalb seiner

vier Wände gar nicht unterrichtet sind. Es würde sicherlich das Bild, das vor unseren Augen sich entrollte, ein weit freundlicheres sein, als jenes, welches die Beschreibung der Lebensgewohnheiten üppiger Großen hervorruft. Denn ihr Leben ist zum Teil wenigstens nach römischem Vorbilde zugeschnitten, sie geben sich naturgemäß gern dem verfeinerten Luxus römischen Hauswesens hin bei dem regen Verkehr, den sie mit Romanen pflegen, bei dem fremden Beispiele, das ihnen stets vor Augen ist. Dazu kommt, daß die siegreichen Eroberer bedeutende Schätze an Schalen, Schüsseln und Bechern aus Edelmetall an sich gerafft haben, welche die Tafel bei festlichen Gelegenheiten zieren und schon allein einem großen Gastmahle ein ganz verändertes Ansehen zu verleihen im stande sind. Der Reichtum an solchem Gerät nebst den Schmucksachen, auf die wir noch eingehen, muß nach den Schilderungen der Schriftsteller ein ganz enormer gewesen sein, was sich zum Teil auch daraus erklärt, daß diese Schätze, wie noch im späteren Mittelalter, zugleich das feste Vermögen des Besitzers darstellen.

Einen schwachen Einblick in solche Schätze gewährt der leider nur unvollständig erhaltene, bereits dem 4. Jahrhundert angehörende Fund von Petrossa, der mit Wahrscheinlichkeit als einstiger Besitz des westgotischen Königs Athanarich erklärt wird. Die zierlich gearbeiteten, getriebenen, durchbrochenen, mit Edelsteinen besetzten Geräte sind teils byzantinischen, teils römischen, teils aber auch gotischen Ursprungs. Derartige Kostbarkeiten, die zum Raube reizten, die im Falle der Not wohl auch oft eingeschmolzen sind, haben sich selbstverständlich nur selten erhalten.

Die Thongefäße behalten in den nördlichen Gegenden im allgemeinen die Formen und Verzierungsweisen der Völkerwanderungszeit bei. Von besonderer

Schönheit sind die niedersächsischen Gefäße, von denen das Provinzialmuseum zu Hannover eine große Anzahl aufbewahrt. Sie haben durchweg enge Oeffnung und sind reich mit Buckeln, Stempeleindrücken und Strichornamenten verziert. Im Süden und Westen verschwindet jetzt die römische Ware, ebenso kommen die großen Thonkessel, die zum Brauen von Getränken dienten, nicht mehr vor. Die Verzierung, eingeritzt oder aufgemalt, meist linear in den mannigfachsten Variationen, bedeckt meist nur die obere Hälfte des Gefäßes (s. Abb. 62). Auch Profilierungen und Ausbuchtungen sind beliebte Verzierungsmotive. Die Farbe ist meist schwarz, seltener rot. Wo Bemalung stattfindet, wird nur eine Farbe gewählt, die vielfarbigen Gefäße, die gerade im Südwesten früher sehr häufig waren, sind verschwunden.



Abbildung 62. Thongefäß (1/4).
(Mitt. a. d. germ. Nat. 1894.)

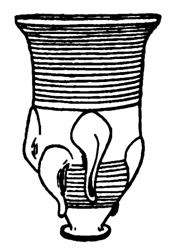


Abbildung 63. Glasbecher (1/4).

Vielfach werden die Thongefäße, besonders die kleineren Becher, durch Glasware ersetzt. Glasschalen und Glasbecher in einfachster Form oder mit aufgeschmolzenen Glasfäden sind jetzt sehr häufig in den Rheinlanden. Eine specifisch fränkische Ausbildung des

Bechers besteht darin, daß sie nach unten gebogene, spitz zulaufende Ansätze haben, so daß nur geübte Trinker sie mit einemmale, ohne das Gefäß zu wenden, austrinken konnten (s. Abb. 63). Auch die zahlreichen unten abgerundeten Becher, die nicht hingestellt werden konnten, also wohl stets sofort ausgetrunken werden sollten, waren beliebt bei den trunkfrohen Franken. Neben den Schalen und Bechern finden wir Trinkhörner aus Glas, selten dagegen Flaschen. Wein und Bier pflegte man nicht in Flaschen, sondern in Fässern und Eimern aufzubewahren. Letztere haben die S. 116 beschriebene Gestalt. Die zierlichen Bronzebeschläge sind oft reich ornamentiert und öfter nach unten gezackt. In den Zacken befindet sich dann meist die Darstellung eines bärtigen Kopfes.

Die Mehrzahl dieser Gefäße müssen wir ansprechen als Küchen- und Tischgerät. Und wie bei ihnen zum Teil großer Luxus sich geltend macht, so haben auch die Speisen unter gallisch-römischem Vorbilde eine bedeutende Verfeinerung erfahren. Geschickte Köche sind gesucht, feines Geflügel, kunstvoll zubereiteter Fisch, kostbarer Nachtisch, als: Milchcrème, fremdländische Früchte, besonders geschätzt. Neben Bier, dem Trankopfer der heidnischen Götter, dem Trunke des einfachen Mannes, ist der Wein, das Getränk der Vornehmen, beliebt, besonders schwerer, der mit Wermut und Honig gemischte und der Glühwein. Die oft marmorne Tischplatte wird mit einem Laken bedeckt, das man bei froher Gelegenheit wohl mit Blumen bestreut. Nach beendetem Mahle werden die Tische beiseite gerückt und das Trinkgelage beginnt. Ein Rundgesang hebt an unter Begleitung von Zither, Lyra oder Flöte, oder römische Possenreißer und

Tänzerinnen geben ihre lasciven Künste der ausgelassenen Gesellschaft gegen klingenden Lohn zum Besten. Auch Würfel- und Brettspiel bleiben beliebte Unterhaltungen.

Zu dem Gerät der Frauen gehört der Schlüssel, aus Eisen oder Erz gefertigt, in T Form oder unserer heutigen Art ähnelnd, römischem Vorbilde nachgearbeitet, Nadeln in runden Büchsen aus Bein, Holz, Erz oder Gold, die man in kleinen erzbeschlagenen Holzkästchen nebst anderen Nähutensilien aufbewahrte, die Schere in der alten Form und die Spindel. Der Flachsbau war allgemein verbreitet und unter besonderen Schutz des Gesetzes gestellt. Ihn, wie die Wolle, zu bearbeiten, zu spinnen, weben und nähen war Aufgabe der Frauen und Mägde. Selbst Fürstinnen wußten die Spindel zu führen und besonders durch kunstvolle Stickereien die Gewänder zu verzieren. Bezüglich des Webegeräts s. S. 61.

Die Handwerker sind fast stets Unfreie, die für Rechnung ihres Herrn arbeiten und nur einen Teil des Verdienstes für sich behalten dürfen.

Auf dem Gebiete des Ackerbaues treten im Laufe der merovingischen Zeit unter römischem Einflusse wesentliche Veränderungen ein. Die alte Feldgemeinschaft (s. S. 95) verschwindet, wie es scheint, schon im 7. Jahrhundert, völlig, und an ihre Stelle tritt unumschränktes Privateigentum.

Wenn früher nur Söhne zum Erbe der Hufe, der Ackerfelder, berechtigt waren und, wo solche nicht vorhanden waren, der Landbesitz der Gemeinde wieder anheimfiel, so erben nach einem Gesetze Chilperichs jetzt auch Töchter, Brüder und Schwestern.

Die Feldwirtschaft wird nicht mehr durch wiederkehrende Ackerverlosung durch die Gaugenossenschaft be-

stimmt, sondern sie bleibt dem Eigentümer auf seinem nicht mehr wechselnden Grund und Boden überlassen. Da man auch jetzt Bodendüngung nicht kennt, war es nötig, ein Stück Land zeitweise brach liegen zu lassen, und es entwickelte sich bei der Anwendung von Winter- und Sommersaat von selbst die sogenannte Dreifelderwirtschaft. „Die ganze Ackerflur (Esch) wurde hiernach in drei möglichst gleiche Felder (Schläge, Zelgen) zerlegt, von denen immer je zwei in Saat standen, das dritte in Brache lag. Der Reihe nach wurde also jedes Feld ein Jahr als Winterfeld mit Weizen, Spelt oder Roggen und ein Jahr als Sommerfeld mit Hafer oder Gerste bestellt; das dritte Jahr diente es als Brachfeld zur Gemeindeweide" (Schröder). — Grenzstreitigkeiten werden durch Zweikampf entschieden.

Nach dem alamannischen Gesetze nehmen die Gegner von der streitigen Grenze eine Hand voll Erde und stoßen in die Stelle einen Zweig. Die Erde bewahrt der Graf in einem Tuche versiegelt bis zum Gerichtstage. Ist dieser erschienen, so nehmen die zum Kampfe Bereiten wiederum jene Erde, legen sie zwischen sich, berühren sie mit ihren Waffen und schreiten nach Anrufung der Gottheit zum Zweikampfe.

Feld- und Gartendiebstahl, Abherbsten eines Weinberges — an Rhein und Mosel ist der Weinbau eingeführt — Entwenden von Ackergerät werden mit schweren Geldbußen belegt, ebenso wie unberechtigtes Wegtreiben von Haustieren. Unter den letzteren treffen wir jetzt häufig den Hirsch, der gezähmt auf dem Hofe gehalten wird, und den Kranich.

Die Jagd bleibt ein beliebtes Vergnügen, aber zu dem kühnen Jagen mit Speer und Bogen über Berg und Thal gesellt sich jetzt die rohe Freude an Wildhetzen in

geschlossenem Raume. Ringsum stehen die Zuschauer und belustigen sich, wie eine Hundemeute das Wild zu Tode treibt. Die urgermanische Falkenjagd auf Kranich, Wildgans und Ente wird eifrig geübt: „Was sitzen wir hier so träge und furchtsam und verkriechen uns wie Feiglinge in der Kirche, wir wollen unsere Pferde kommen lassen, unsere Falken nehmen, mit unseren Hunden auf die Jagd ziehen und uns der weiten Welt freuen!" ruft Gunthramm Boso dem Merovech zu. Entwendung eines Falken wird von dem Gesetze mit Strafe belegt.

e. Kleidung, Schmuck und Waffen.

Wir erkennen in den einzelnen Teilen der Kleidung zur merovingischen Zeit alle Stücke wieder, die uns bereits früher als charakteristisch für die Germanen begegneten. Römische Kleidermode ist auch bei den Franken nicht eingedrungen. Die **Männer** tragen ein leinenes Hemd und leinene oder lederne Hosen, die entweder nur bis ans Knie reichen, oder das ganze Bein bedecken. Vom Knöchel bis ans Knie wird außerdem die Hose mit Binden umwickelt und über diesen liegen die kreuzweis geschnürten Bänder (Schnüre oder Lederriemen) der in der Form (s. S. 74) unveränderten Schuhe. An den Schuhbändern sind unterhalb des Knies, wo sie zusammengebunden oder durch eine kleine Schnalle zusammengehalten werden, kleine längliche Metallplättchen befestigt, die meist mit dem S. 120 erwähnten Geriemsel verziert sind. Der Schuh wird durch eingepunzte oder eingeschnittene Ornamente geschmückt, bei Vornehmen auch vergoldet. — Ueber dem Hemde trägt man einen Rock aus Leinen oder Wolle, der ungefähr bis ans Knie herab-

reicht. Der untere Rand ist mit einer andersfarbigen Borte besetzt oder mit Stickerei verziert. Um die Taille legt sich der breite Leibriemen aus Stoff oder Leder, durch reich verzierte Metallschnallen zusammengehalten und mit ebensolchen Beschlägen (s. Abb. 64) geschmückt. Nach vorn hängen häufig, ähnlich wie bei den römischen Legionaren, vom Gürtel eine Reihe von untereinander



Abbildung 64. Riemenzunge von Bronze (3/4). (Mitt. a. d. germ. Nat. 1894.)

verbundenen, mit schmalen Metallstreifen befestigten und beschlagenen Lederstreifen herab. Der Gürtel diente als Wehrgehänge, außerdem befestigte man an ihm eine Ledertasche zur Aufnahme kleinerer Geräte.

Bei kalter Witterung diente als Bekleidung des Oberkörpers der Pelzwams, Rheno, oder ein kurzer Pelzmantel, Gunna. Letzterer wurde auch aus dicker,

plüschartig zubereiteter Wolle hergestellt. — Als Umhang dient, wie seit alters her, der aus Wollstoff gefertigte Mantel. Er reicht, mit Ausnahme des kürzeren Kriegsmantels, bis auf die Knöchel herab und besteht aus einem viereckigen Stück, das um den Körper geschlagen und auf der rechten Schulter durch eine Fibel zusammengehalten wird, so daß die rechte Seite unbedeckt bleibt.

Auch die Haartracht ändert sich nicht gegen früher. Nur Unfreie haben das Haupt kahl geschoren. Ungefähr bis zur Höhe des Mundes herabhängend, aber so, daß der Nacken frei bleibt, tragen die Freien das Haar; langwallend, nie von einem Schermesser berührt, die fränkischen Könige und der Stamm der Sachsen. Ein Vollbart ziert die Alamannen und Sachsen, bei den Franken findet er sich nur noch als Auszeichnung der Könige. Zur Pflege des Haares, das man mit roter Salbe zu färben liebte, dienen Kamm, Schere und Haarzange (s. Abb. 45), die am Gürtel befestigt oder in der Gürteltasche getragen wurden. Die Kämme aus Holz oder Bein, ein- oder zweiseitig gezahnt, sind meist reich verziert und haben eine Schutzhülle aus gleichem Material, die die Zähne vor dem Abbrechen schützt. Sie dienten Männern wie Frauen. — Hüte sind nach wie vor selten, nur „das Symbol der Obergewalt zum Aufruf der Heeres- und Gerichtsfolge“. — Frauen tragen das Haar mit einer Nadel aufgesteckt, oder durch ein „vitta“ am Kopfe gehalten. Welcher Art solche vitta gewesen sei, ist nicht mehr festzustellen, jedenfalls ist sie aber zu unterscheiden von der vitta, dem Stirnbande, der Jungfrau, die das bei dieser lose oder in Zöpfen lang herabhängende Haar

aus der Stirn hielt. Sie war bei Vornehmen mit Goldfäden durchwirkt und mit Edelsteinen besetzt.

Schon während der Völkerwanderungszeit bemerkten wir das Auftreten neuer **Formen** und **Ornamente**, die nicht entlehnt, sondern Eigentum der Germanen waren, bemerkten wir das Eindringen neuer Techniken, welche die fremdländischen Beziehungen vermittelt hatten. Was damals noch in der Ausbildung begriffen war, tritt uns jetzt vollendet und allgemein verbreitet entgegen: beim Ornament vornehmlich jenes eigenartige Geriemsel und die Vorliebe für Vogelköpfe als Endungen. Die Form wird breiter und massiger, zarte Profilierung selten. Die Schmuckgegenstände zeichnen sich mehr durch ihre Größe und ihren hohen Metallwert, als — besonders im Gegensatz zu den Erzeugnissen des römischen Kunsthandwerks — durch zierliche, elegante Form aus. Es ist, das sieht man jetzt deutlich, bei Herstellung der Gegenstände nicht mehr der abgeklärte Kunstsinn einer ästhetisch gebildeten Nation, sondern der derbe Geschmack eines kraftvollen Kriegsvolkes maßgebend. Und dementsprechend steigt seit dem 6. und 7. Jahrhundert auch die Zahl heimischer Künstler wesentlich, die fremde Techniken sich zu eigen machen und auch vor Anfertigung der schwierigsten Kunstsachen nicht zurückzuschrecken brauchen. Edelmetall war, wie wir gesehen haben, zur Genüge vorhanden, ja wir begegnen jetzt, der beste Beweis für große Nachfrage, bereits Fälschern.

Im westgotischen Gesetz sind Strafen vorgesehen für Goldschmiede, die dem ihnen zur Bearbeitung überwiesenen Golde minderwertige Metalle zusetzen. Sachsen geben gravierte und vergoldete Bronzetafeln für echtes Gold aus und schädigen dadurch viele gutgläubige Franken.

Der bekannteste und berühmteste unter den fränkischen Goldschmieden ist der heilige Eligius, der am Hofe Chlotars und Dagoberts arbeitete. Der Sachse Tillo, der Schwabe Tituen, Buchino und Bauderich waren in seiner Werkstätte thätig.

Außer der Technik des Tauschierens und Ziselierens, die von germanischen Künstlern mit großer Fertigkeit geübt werden, ist besonders die Emaillierung beliebt. Sie war dem Orient längst bekannt und kam über Griechenland nach Rom, wo sie als sogenanntes Grubenemail besonders im ersten Jahrhundert n. Chr. häufig wurde. Das Zellenemail wird im Abendlande erst später, im 4. Jahrhundert, geübt, und gerade diese Art wird vorzugsweise von den deutschen Goldschmieden verwendet. Wir finden sie ebenso bei den östlichen wie westlichen, den südlichen wie nördlichen Germanen. Statt des echten Zellenschmelzes (émail cloisonné), bei dem die pulverisierte Glasmasse im Feuer aufgeschmolzen wird, ist die Art der „Zellenglasverzierung" (verroterie cloisonnée) sehr beliebt.

Auch hier werden auf die Goldplatte zierliche Goldstege hochkant aufgesetzt, welche die Zeichnung geben. Die einzelnen Zellen aber werden nicht mit Schmelzmasse, sondern mit zugeschnittenen bunten Glasstückchen oder Halbedelsteinen ausgefüllt. In der Wirkung dem émail cloisonné gleich, hat diese Technik den Vorzug der größeren Einfachheit.

Zu den bemerkenswertesten und am meisten verbreiteten Arbeiten der deutschen Goldschmiede gehört die Fibel. Die römischen und nach römischem Vorbilde gearbeiteten Arten verschwinden fast völlig. Ueberall macht sich der germanische Stil geltend. Der äußeren Form nach lassen sich spangenförmige, scheibenförmige und Tiergestalt nachahmende Fibeln unterscheiden.

Unter den einzelnen Arten herrscht die größte Mannigfaltigkeit in Ausführung der verschiedenen Teile und des Ornamentes trotz des entschieden gleichmäßigen Charakters. Die spangenförmige Gewandnadel (s. Abb. 65) ist in ihrem oberen Teile, dort, wo die Spirale oder das Scharnier der Nadel angebracht wird, breit: viereckig, dreieckig oder halbrund, mit glattem Rande, ausgezackt, mit Knöpfen oder Tierköpfen verziert.



Abbildung 65. Fibel (1/2).

Abbildung 66. Scheibenfibel (1/1). (Mitt. a. d. germ. Nat. 1894)

Die scheibenförmige Fibel (s. S. 75, Abb. 66) zeigt neben dem Geriemsel in flachem Relief häufig reiche Filigranverzierung, Emaillierung und eingesetzte Glasstücke und Halbedelsteine. — Bei den Gewandnadeln von der Gestalt eines Tieres überwiegt die Vogel- (Falke-) und Fischform. Sie ist stilisiert und meist sehr reich ornamentiert.

Die übrigen Schmuckgegenstände, die Schnallen und Riemenbeschläge, Fingerringe, Ohrringe, Armringe, Halsringe, Halsketten und Kettengehänge sind in ähnlicher Weise wie die Gewandspangen verziert und häufig aus Edelmetall hergestellt. Ebenso sind Glasperlen, auch Millefiori, sehr verbreitet. Besonders hervorzuheben sind als

ganz neue Erscheinung die als Halsschmuck verwendeten Brakteaten (s. Abb. 67), einseitig geprägte Schmuckstücke aus Goldblech mit Darstellungen von Menschen- und Tiergestalten. Sie sind mit einer Oese versehen, welche das Aufziehen auf einen Faden oder auf Draht ermöglichte. An Stelle der Brakteaten werden auch sehr häufig wirkliche, gehenkelte Münzen benutzt.



Abbildung 67. Goldbrakteat (1/1). (Mestorf.)

Die Bemerkung des Tacitus, daß Eisen in Germanien selten sei, trifft für die merovingische Zeit nicht mehr zu. Die Anzahl der heimischen Waffen aus Eisen und Stahl ist jetzt eine sehr große; bronzene Speerspitzen und Pfeilspitzen aus Stein kommen nur sehr vereinzelt vor und zeigen lediglich, wie lange uralter Brauch noch nachwirkte. Von den Fernwaffen werden Schleuder und Bogen, letzterer meist aus Eibenholz, in der Mitte, der Handhabe, verstärkt, verwendet. Ebenso bleibt die Keule, die wie Axt und Speer zum Nah- wie zum Fernkampfe dient, eine beliebte Waffe. Außerordentlich verbreitet ist die Axt, bei den Franken vornehmlich die Francisca (s. S. 78), außerdem aber mannigfache andere Formen (s. Abb. 68), so die, welche unserem heutigen Zimmermanns-

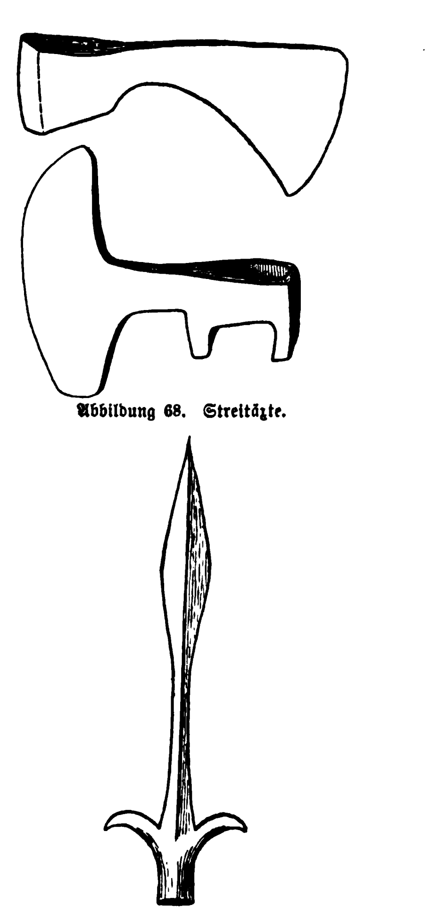


Abbildung 68. Streitäxte.

Abbildung 69. Speereisen.

Abbildung 70. Ango.

beile entspricht, dann die der Hellebarde ähnelnde, die einfache Beilform u. s. w.

Die Nationalwaffe, die Hauptwehr für Reiter und Fußvolk, bleibt der Speer, der kürzere sowohl, wie die lange Lanze, mit kurzem, langem, breitem oder schmalem Eisen. Als besondere Form finden sich, indessen nur selten, das Speereisen mit seitlichen Ansätzen, die dem Eindringen in den Körper ein Ziel setzen (s. Abb. 69). Zu unterscheiden davon sind die Speereisen mit Widerhaken, die vornehmlich in den besser ausgestatteten Gräbern der Burgunden, Alamannen und Franken sich finden. Diese Hakenlanze führt den Namen Ango (s. Abb. 70). Sie ist durchschnittlich 1 m lang, wovon der weitaus größere Teil auf das Speereisen kommt, welches aus einem schlanken Eisenschafte besteht, der in eine starke, vierkantige Spitze mit Widerhaken endet. Eine lange Dülle, um die sich Ringbänder legen, vermittelt die Aufnahme des kurzen Holzschaftes. Ueber die Form der Messer und Schwerter, die jetzt ebenfalls sehr häufig in den Gräbern sich finden und allgemein verbreitet gewesen sein müssen, siehe S. 80 und 130.

Der Griff, sowie die aus Holz bestehenden, mit Leder überzogenen Scheiden sind oft in reichster Weise ornamentiert (die Scheiden durch aufgesetzte, verzierte Metallbeschläge), mit Silber- oder Goldblech überzogen, emailliert und mit Edelsteinen besetzt.

Die wichtigste Schutzwaffe ist der Schild. Er wird nach alter Art einfach aus Holzbrettern zusammengefügt, so daß er beim Schwimmen als Unterstützung benutzt werden kann. Nur die Hand wird durch einen mit starken Nägeln befestigten, gewölbten Schildbuckel aus Eisen geschützt. Die Form war meist rund oder oval. Das Holz

wird außen bemalt, und zwar hatte, wie es scheint, jeder Volksstamm eine besondere Farbe (s. S. 81). Die Schilde der Franken waren weiß, die der Friesen rot oder braun; und die Farben müssen glänzend, weithin leuchtend gewesen sein, da sie in den alten Rechtsbestimmungen als Entfernungsmaß angeführt werden: „so weit der Schild blinkt". Die Schilde der Vornehmen waren mit reich verzierten Beschlägen geschmückt und wurden gelegentlich auch als Ehrengeschenke gegeben.

Helm und Panzer bleiben selten, ja die deutschen Gräberfunde der merovingischen Zeit lassen uns ganz im Stiche. Beide Waffenstücke sind indessen hinreichend durch die Berichte der Schriftsteller und Dichter bezeugt, wir dürfen sie allerdings nicht als allgemein zur Ausrüstung, sondern nur zu der der Vornehmen gehörend ansprechen.

Der Helm hatte kegelförmige Gestalt. Um den Kopf herum ging ein Metallreifen, an dem Metallbänder befestigt waren, welche oben zusammenliefen. Die Zwischenräume wurden durch Hornplatten oder Lederstücke ausgefüllt. Ein derartiger angelsächsischer Helm wurde in England gefunden. Er trägt das christliche Zeichen des Kreuzes und daneben als Bekrönung das Zeichen des Fro, den Eber. Auch im Beowulfliede wird von solchen Eberhelmen erzählt. Der Panzer war der römischen lorica nachgebildet: ein enganliegendes Wams, mit Horn- oder Metallplättchen besetzt. Beinschienen (ocreae) sind auch nur ausnahmsweise in Gebrauch.

Hörner und Trompeten, bei Jagd und Kampf benutzt, um Signale damit zu geben, haben sich ebensowenig erhalten, wie die Fahnen und Feldzeichen. Nach alter Art waren die Fahnen wohl mit Tierbildern versehen, so die Fahne der Sachsen im Jahre 531, die einen fliegenden Adler über einem Drachen und Löwen zeigte. Mehr noch erinnert an die ferarum imagines des

Tacitus ein Feldzeichen, das auf der Trajanssäule abgebildet, mehrfach von den Schriftstellern erwähnt wird und noch als Fahne der Angelsachsen auf dem Teppich von Bayeux dargestellt ist.

Auf einer Stange sitzt ein hölzerner Drachenkopf mit geöffnetem Maule. Der Drachenleib besteht aus Stoff, der, schlauchartig gebildet, an dem Kopfe befestigt ist. Durch den in das Maul einströmenden Wind wird der Leib aufgebläht und zu schlangenartigen Windungen veranlaßt.

Zur Ausrüstung des Reiters gehört außer den Waffen auch der von den Römern entlehnte Sporen. Allgemeine Verbreitung dürfen wir ihm nach den Grabfunden nicht zuschreiben, außerdem werden nicht, wie heute, zwei Sporen getragen, sondern nur einer, und zwar am linken Fuße. Er besteht meistens aus Eisen, der Stachel tritt nur wenig aus dem, selten verzierten, Bügel hervor. Befestigt wurde er am Fuße durch kleine Lederriemen, welche eine Schnalle zusammenhielt.

Die Pferde werden mit Hufeisen nicht beschlagen, ebensowenig kennt man den Steigbügel. Wohl aber wird der früher verschmähte Sattel allgemein, und zwar entweder als einfaches, mit einer Decke oder einem Felle bedecktes Polster, oder er war dem römischen Sattel mit Sattelbogen nachgebildet. — Die Trense behält die S. 131 erwähnte Gestalt. — Außerordentlichen Luxus trieben die Vornehmen mit dem Lederzeuge. Es wurde, wie die Gürtel, mit wertvollen, ornamentierten und mit Edelsteinen besetzten Metallplatten verziert.

Die Wehrpflicht war bei den Franken allgemein staatliche Unterthanenpflicht.

Nur Priester und Mönche waren von der Heeresfolge befreit. Die Mobilmachung erfolgte auf Befehl des Königs durch

die staatlichen Beamten. Wer ohne dringende Not dem Aufgebot nicht Folge leistete, verfiel der Strafe des Königs- oder Heerbannes. Die Führung liegt in den Händen des Königs, oder des von ihm ernannten Oberfeldherrn.

Das Heer gliedert sich der staatlichen Einteilung entsprechend in Hundertschaften, Gaue und Herzogsbezirke unter entsprechender Führung der betreffenden Centenarien, Grafen und Herzöge. Die alte keilförmige Aufstellung wurde beibehalten, und nach wie vor bildete das Fußvolk nummerisch wie taktisch die Hauptmacht. Reiterei mit Fußvolk untermischt (s. S. 127) kommt nicht mehr vor, wie überhaupt die Bedeutung der Reiterei in fränkischer Zeit abgenommen hat. Erst unter Karl Martell ändert sich, bedingt durch die Kämpfe gegen die gewandten maurischen Reiter, das Verhältnis: auf die Ausbildung der Reiterei wird das größte Gewicht gelegt, auf ihrer Tüchtigkeit beruht die Entscheidung des Kampfes.

f. Verkehr und Handel.

Im fränkischen Reiche wird man die alten Römerstraßen als Verkehrswege beibehalten haben. Ueber die Art, wie man neue anlegte, sind wir nicht unterrichtet. Straßen- und Brückenbau war allgemeine Unterthanenpflicht, der Graf konnte zu diesen Arbeiten die Bewohner des ihm unterstellten Gaues aufbieten. Die Kosten wurden bestritten durch die Einnahmen der nach römischem Vorbilde geschaffenen Zölle (Wege-, Strom-, Hafen-, Fähr-, Brückengelder), von denen nur Pilger, die Fuhren zum Heere und zur Pfalz befreit waren. Als Transportmittel dienten von Ochsen gezogene Wagen, unter denen auch der von den Romanen überkommene hängende

Wagen (carruca nutans) zur Personenbeförderung bei den Franken Eingang gefunden hatte.

Auf den beiden Wagenachsen sind je zwei senkrecht stehende Ständer angebracht, zwischen denen der korbartige Wagenkasten hing. Es konnte auf diese Weise die Erschütterung, wie bei unseren Gefährten durch die Federn, gemindert werden. Auch bedeckte Sänften, bei Vornehmen mit kostbaren Decken und goldenem Beschläge verziert, die von Ochsen getragen wurden, benutzte man.

Der Handel, vorzugsweise der mit fremdländischer Ware, lag größtenteils in den Händen der Juden, die in Spanien und Südfrankreich, aber auch in Franken und Burgund reiche Niederlassungen besaßen. Auf dem flachen Lande vollzog sich der Handelsverkehr hauptsächlich noch in den Formen des Tauschhandels, wenngleich man Münze allgemein kannte. Vielfach waren noch römische Münzen in Gebrauch, daneben drangen byzantinische ein, endlich prägten die fränkischen Könige selbst Geld.

Das Münzwesen blieb römisch. Die Merovinger behielten den römischen Goldsolidus bei, der bei einem Gewichte von 4,50 g, später 3,90 g, ungefähr dem Werte unseres Zehnmarkstückes (3,9825 g) entsprach. Von Chlodwig wurde als Scheidemünze der Silberdenar (40 = 1 Solidus) eingeführt. Die deutsche Bezeichnung für den Solidus ist Schilling, für den Denar Schatz oder Pfennig. — Das Münzrecht gehörte zu den königlichen Rechten (Regalien), doch erfolgte die Prägung nur auf private Bestellung. Im 7. Jahrhundert ließen sogar widerrechtlich vielfach die Großen die Silberdenare selbst prägen. Seit Theudebert I. begannen die Merovinger, eigene Münzstempel zu verwenden.

Wir hatten S. 95 gesehen, wie an die Volksversammlung, das Thing, ein Volksfest sich anschloß, bei dem lebhafter Tauschhandel sich zu entwickeln pflegte. Dieser Brauch bleibt auch jetzt bestehen, an den gebotenen Gerichtstagen findet gleichzeitig Markt statt. In Gallien

wurde die Abhaltung von Märkten mit Marktgebühren belegt und diese Sitte von den Merovingern übernommen: neue Märkte konnten nur mit Genehmigung des Königs aufgethan werden, der dafür eine bestimmte Marktgebühr erheben ließ. Später wurden die Märkte auch häufig auf die großen Feste der Heiligen gelegt.

Register.





